



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A. gr. a.

2237

U. G. a. 2237

Sophocles



**BIBLIOTECA
REGIA
MONACENSIS.**

Elektra,

eine

Tragödie des Sophokles,

in den Versmaßen des Originals übertragen und erläutert,
nebst der Analyse der Euripideischen Elektra, einer philologisch-kritischen
Abhandlung über die Erneuerung der antiken Tragödie und
dem Leben des Dichters.

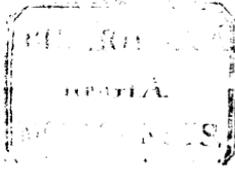
Von

Karl Rosenbergs.

Berlin, 1842.

Bereins-Buchhandlung.

: V



Πόνου τοι χωρίς οὐδὲν εὐτυχεῖ.
Soph. Electra.

Sr. Hochwohlgeboren

dem

Königlichen Geheimen Justizrath und Oberbürgermeister

H e r r n

H. W. Krausnick,

**Ritter des Rothen Adler-Ordens zweiter Klasse mit
Eichenlaub, des Russischen St. Annen-Ordens zweiter
Klasse mit Brillanten u. u.,**

als Zeichen

wahrer Verehrung und inniger Ergebenheit

gewidmet.

V o r r e d e .

Als sich durch höhere Anregung die Aufmerksamkeit der Gebildeten neuerdings auf die kostbaren Ueberreste der antiken dramatischen Poesie hinlenkte und dem Verlangen nach einer näheren Bekanntschaft mit denselben durch wiederholte Darstellung der Antigone entsprochen wurde, ließ sich mehrfach der Wunsch vernehmen, auch andere Dichtungen des tragischen Dreigestirns und vorzugsweise die Sophokleische Elektra wegen ihrer hohen Vollendung in ähnlicher Weise auf unsere Bühne zu bringen. Dies war für uns die erste Veranlassung, unsere Kräfte an der Nachbildung dieser klassischen Tragödie zu versuchen. Daß andre namensberühmte Gelehrten sich bereits mehrfach vor uns dieselbe Aufgabe stellten und mit ihren mehr oder minder gediegenen Leistungen den Dank der Verehrer griechischer Dichtkunst erwarben, hätte uns nur dann von einem ähnlichen Unternehmen zurückschrecken können, wenn bereits allen und jeden Forderungen genügt worden, oder es auch nur unsere Absicht gewesen wäre, einen Wettkampf einzugehen, um in dieser, für Alle geöffneten Rennbahn bei dem Streben nach dem ziemlich fern gesteckten Ziele, allein den Preis zu erringen. Wir hätten uns hierbei, nach der einmal zugestandenen Freiheit, des jedenfalls bedeutenden Vortheils bedienen können, das Gelungenste in den vorhandenen Vorarbeiten als willkommene Ausbeute zu benutzen, und indem wir uns so auf die Schultern unserer Vorgänger stellten, dieselben mit leichter Mühe zu überragen. Wir hielten aber ein solches Verfahren, sowohl aus anderen Gründen, die wir in der hier beigefügten Abhandlung dargelegt haben, für unzweckmäßig, als auch unverträglich mit unserer Achtung vor fremdem Eigenthum, welches als literarisches um so unantastbarer sein sollte, je mühsamer jede Errungenschaft auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst selbst von dem bevorzugten Talente gewonnen wird. Bei aller Achtung also vor unsern Vorgängern haben wir, von andern Ansichten über Zweck und Weise der Uebersetzungen geleitet, uns völlig unabhängig bei unserer Arbeit zu erhalten gesucht und gleichsam an uns selber die Frage gerichtet, wie weit wir wol zu kommen vermöchten bei der Voraussetzung, daß jetzt zum ersten Male eine Uebersetzung der Elektra in unsrer Muttersprache zu versuchen wäre. So wie wir demnach für das etwa Gelingene keinem Andern verpflichtet sind, so bleiben wir auch für das Mangelhafte allein verantwortlich. Jedenfalls aber, auch wenn die-

fer von uns eingeschlagene, bei Weitem schwierigere Weg nicht gebilligt wird, glaubten wir in der Selbstständigkeit des Versuches gewissermaßen eine Entschädigung für denjenigen Grad von Vollkommenheit zu bieten, welcher für uns unerreichbar war. Jedoch kennen wir die zwar hochgestellten aber gerechten Anforderungen an philologische Thätigkeit hinlänglich und haben für die Gründlichkeit deutscher Kritik zu viel Anerkennung, als daß wir uns nicht sollten bemüht haben, durch redliche Forschung uns in den Besitz desjenigen Materials zu setzen, von welchem das Gelingen der Copirung so großartiger Kunstwerke bedingt wird. Von den hierbei obwaltenden Hemmnissen und Schwierigkeiten sind nur die Männer vom Fach zu überzeugen, während sie Denjenigen verborgen bleiben, welche an die rüstig betriebenen Uebersetzungen aus neuern Sprachen denken und einen Maasstab der Beurtheilung von dergleichen, nach ihrem Zweck übrigens ebenfalls schätzbaren, Erzeugnissen entlehnen. Solche Nachbildungen moderner Poesie jedoch, wie sie aus der Meisterhand eines Tieck, v. Schlegel, Streckfuß, Förster, Kopisch hervorgegangen sind, werden füglich als würdige Nivalen der Originale angesehen und als wahre Kunstwerke hochgeschätzt. Zu erwägen bleibt aber immer, daß der Uebersetzer des Altclassischen seine Forschung zunächst auf eine, in ihrer Totalität längst entschwundene Vergangenheit richtet und dieselbe aus den Trümmern wieder erwecken muß, bevor ihm auch nur das erste Verständniß eines in ihr wurzelnden Gebildes möglich wird.

Zur Förderung solchen Verständnisses nun dürfte nicht leicht irgend ein Studium neben den andern mehr beitragen, als die wiederholte Anschauung der uns von höchster Guld gebotenen und in vorzüglicher Weise gelungenen Aufführung des Sophokleischen Meisterwerks, welches von genialen Künstlern sinuvoll aufgefaßt, jetzt nach zwei Jahrtausenden seine Wiedergeburt feiert. Denn wie vielseitig sich auch der Fleiß der Philologen bemühe, um aus der vorhandenen Ueberlieferung eine umfassende Kenntniß des attischen Drama's zu gestalten, sie werden gleichwohl bekennen müssen, daß sie zu einer befriedigenden Gesamtanschauung nur vermöge einer solchen Reproduction gelangen, welche durch das vereinte Streben ungewöhnlicher Kräfte eine lebendige Veranschaulichung antiker Idealität in der Tragödie bewirkt hat. Hieraus rechtfertigt sich vollkommen die Freude, mit welcher die Verehrer des Alterthums diese denkwürdige Erscheinung in den Annalen unseres Theaters begrüßten, indem sie mit Eins ein lang geadhrtes Verlangen erfüllt sahen, dessen Verwirklichung noch jüngst kaum geahnet wurde. Aber auch in weiteren Kreisen ist die Theilnahme geweckt, und das stets weiter sich verbreitende Wohlgefallen an solchen Kunstschöpfungen kann schon deshalb auf die Bildung

des Geschmacks nicht anders als heilsam einfließen, weil hier vorzugsweise sich thatsächlich kund gibt, was die verschwoiferten Muses zu leisten vermögen, wenn sie mit Ebenmaaß und in angemessener Unterordnung zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles zusammenwirken. Denn was von den griechischen Schauspielern berichtet wird, daß die Darsteller zweiter und dritter Rollen sich freiwillig dem Protagonisten oder eigentlichen Helden der Tragödie unterordneten, und ihre natürlichen wie erworbenen Talente nicht nach ihrem ganzen Umfange geltend machten, um nicht durch ihre Ueberlegenheit denjenigen Charakter, welcher nach der Absicht des Dichters der erste und hervorstechendste sein sollte, zu verdunkeln; eben dies sollte auch stets in Beziehung auf alle diejenigen Künste beachtet werden, deren die Poesie im Drama bedarf, um auf die möglich wirksamste Weise zur Darstellung zu gelangen: sie ist die Königin des gottgeweihten Festes, und die Schwesterkünste lassen ihr gern für diesen Tag den Vorrang, beglückt, zu ihrer Verherrlichung in rühmlichem Wett-eifer beitragen zu können. So sehen wir Architectur, Malerei, Musik, Gesang und Orchestik auf der attischen Bühne als dienende Künste auftreten; und wie das Drama an sich schon deshalb das höchste Erzeugniß der Poesie ist, weil es die anderen Dichtungsarten zur Einheit verschmelzt, so erscheint es auch als die höchste Kunstleistung, sowohl wegen der vollendeten Ausprägung geistigen Gehaltes, als auch dadurch, daß es die verwandten Muses sich dienstbar zu machen weiß.

Daß aber nächst der Poesie die Musik am meisten hervortrete, liegt in der Eigenthümlichkeit des griechischen Drama's. Obgleich wir über die Behandlung, welche sie bei den Griechen erfuhr, nicht hinlänglich belehrt sind, so scheint doch unzweifelhaft, daß sie vorzugsweise bezweckte, durch passende Introductionen die jedesmal herrschende Empfindung in den Chorgesängen anzudeuten und durch zweckmäßige Begleitung an geeigneten Stellen den gesteigerten Affect zu unterstützen. War nun auch dieselbe im Ganzen vielleicht einfacher, um den Reiz, welcher in dem kunstreich gebauten Verse als solchem liegt, nicht zu schwächen und selbst die Feinheiten der metrischen Technik fühlbar zu machen, so scheint doch jedenfalls bei solchen Gesängen, wo mehr das Gefühl vorwaltet und eine nicht in klar dargelegten Gedanken ausströmende Begeisterung, die möglichste Fülle der Instrumentalbegleitung durchaus an ihrem Orte zu sein, und in dieser Beziehung ist der von Herrn Dr. Mendelssohn-Bartholdy vortrefflich behandelte bacchische Chor, abgesehen von vielen andern genialen Stellen seiner gediegenen Composition, ein wahres Meisterstück.

Die von uns gegebenen Anmerkungen sind doppelter Art: die kritischen bezwecken die Feststellung der Lesarten und Darlegung der Gründe,

nach welchen wir uns für diese oder jene frühere Auffassung oder bei Unzulänglichkeit derselben für eine neue eigenthümliche entschieden; die ergetischen gehen auf den meist tieferen Gehalt des Gedichtes weiter ein und suchen ihn dem allgemeinen Verständniß näher zu bringen, und glauben wir damit zu der, wol nie ganz abzuschließenden Erregese des Sophokles einen der Beachtung nicht ganz unwerthen Beitrag geliefert zu haben.

In der Abhandlung über die Erneuerung der antiken Tragödie haben wir die Grundprinzipien zu beleuchten gesucht, nach denen dergleichen Erzeugnisse der Poesie gewürdigt und nachgebildet sein wollen; auch hier bei sind wir selbstständig unsern eigenen Weg der Untersuchung gegangen, uns lediglich an die ersten Quellen haltend, aus welchen Jedem nach Bedürfniß von Neuem zu schöpfen vergönnt bleiben mag, ohne daß wir darum andre, nach anderen leitenden Ideen gestaltete, Darstellungsweisen nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen verfehlen. Ist auch auf diesem Gebiete wie überall die Wahrheit nur eine und objectiv, so erscheint doch ihre Auffassung immer mit der Subjectivität des Forschers behaftet, weshalb auch die Aufstellung unbedingter Autoritäten auf dem Boden der Wissenschaft sich als unzulässig erweisen dürfte. Was wir übrigens über den verschiedenen Charakter, der deutschen und griechischen Sprache hier nur andeuten konnten, haben wir in unserm größeren grammatischen Werke, welches als Versuch einer philosophisch-kritischen Einleitung in das Sprachstudium (Berlin, bei Duncker und Humblot) erschienen ist, mit Mehrerem erörtert, obgleich wir auch dort diesen für die gesammte Linguistik hochwichtigen Gegenstand bei Weitem nicht erschöpfen konnten; und es bleibt zu wünschen, daß einer der anerkannten Meister vergleichender Sprachkunde, vor Allen der tief gelehrte Bopp, uns mit den hierauf bezüglichen Ergebnissen seiner Forschung näher bekannt mache.

Uebrigens wenn wir die eben so humane als begründete Aeußerung eines großen Dichters, daß alle Kunst der Freude gewidmet sei und daß es keine höhere und ernstere Aufgabe gebe, als den Genuß an ihren Erzeugnissen Allen oder doch den Meisten zu eröffnen, für uns in Anwendung bringen dürfen; so werden wir uns für unsere Bemühung hinlänglich belohnt fühlen, wenn wir, gemäß dem hauptsächlichsten Endzweck, der uns vorschwebte, einem größern Kreise von Freunden antiker Poesie die Anschauung eines der Meisterwerke zugänglich gemacht haben, deren Herrlichkeit durch den Wechsel der Jahrhunderte nicht getrübt worden ist: zum Beweise, daß der Werth echter Kunstdenkmäler wandellos bleibt, gleich den ewigen Ideen, deren zeitliche Abbilder sie sein sollen.

Berlin, im Mai 1842.

Karl Rosenberg.

G l e f t r a .

1875

1875

Vorerinnerung.

Als die Flotte der Griechen nach Troja fuhr, um den Raub der Helena zu rächen, wurde sie durch eine plötzliche Windstille im Hafen von Aulis zurückgehalten, weil Agamemnon eine der Diana heilige Hindinn erlegt und dabei die höhnnenden Worte auszusprechen gewagt hatte, daß diese Göttinn der Jagden selber so gut nicht würde getroffen haben. Der um Rath gefragte Priester Kalchas that den Ausspruch, daß nicht eher auf Abfahrt und Befreiung von der Pest, die mittlerweile im Heere ausgebrochen war, zu hoffen sei, bis der König zur Sühne seine eigne Tochter Iphigenia am Altare geopfert haben würde. Da man nun bei dem Jorn der Diana weder nach Troja gelangen, noch auch die Heimkehr antreten konnte, so mußte zur gemeinsamen Rettung das Opfer gebracht werden. Odysseus nahm es auf sich, in Begleitung des Diomedes, die Jungfrau zu holen, indem er ihrer Mutter Klytämnestra vorspiegelte, sie sollte mit dem Achill vermählt werden. Während der vieljährigen Abwesenheit des Agamemnon, ließ sich Klytämnestra von Aegisthos zu ehebrecherischer Liebe verleiten, in der Hoffnung, der Gemahl werde wol nimmer wieder zur Heimath zurückkehren. Als sie jedoch von der Einnahme von Troja und der Rückfahrt der Fürsten und Heerschaaren hörte, beschloß sie in Gemeinschaft mit Aegisthos den Agamemnon zu tödten. Dieser Mord wurde beim Empfangsfeste mit einem scharfen Beil vollzogen. Zur Beschönigung ihrer Frevelthat schützte Klytämnestra vor, daß Agamemnon durch Tödtung der Iphigenia seinerseits den Tod verdient habe. Um ihren Bruder Orest, dem ein ähnliches Schicksal von der Mutter und deren Buhlen drohte, zu retten, sandte ihn Elektra nach Phokis zum Strophios, der ihn zusammen mit seinem Sohne Pylades aufzog, durch welche gemeinschaftliche Erziehung jene innige Freundschaft zwischen den beiden Jünglingen entstand. Sie selber mußte dafür die härteste Behandlung erdulden. Als Orest erwachsen war, beschloß er, von Elektra angeleitet, den Vater an seinen Mördern zu rächen. Ueber die Art, wie die Rache zu vollziehen sei, gab ihm das Orakel die nöthige Weisung. So kommt er denn, begleitet von seinem Erzieher und seinem Freunde Pylades, bei Tagesanbruch in Mykenä an.

Personen.

Klytämnestra.

Megisthos.

Elektra.

Chrysothemis.

Drestes.

Pylades.

Der Erzieher des Drestes.

Der Chor, bestehend aus Jungfrauen von Mykenä.

Die Scene ist ein freier Platz vor dem Königspalast in Mykenä.

Der Erzieher.

- A**gamemmons Sohn, des Fürsten, der vor Troja einst
Das Heer geführet, jetzt ist dir vergönnt zu schau'n
Selbst gegenwärtig Alles, was du stets begehrt.
Hier ist das alte Argos, das du suchst, und hier
5. Der Hain der wuthbefallnen Tochter Inachos',
Und hier, Dreft, des wolferlegenden Apoll
Elyseischer Markt; zur Linken vorten mir gewandt,
Der Hera hehrer Tempel; wo wir angelangt,
Das grüße als Mykenä's goldbegabte Stadt,
10. Und hier der Pelopiden unheilchwangres Haus,
Woraus beim Morde deines Vaters einstmal's ich,
Von deiner blutsverwandten Schwester dich empfab'nd,
Zur Rettung trug von dannen; und ich zog dich auf
Zur Bühne im Jünglingsalter für des Vaters Tod.
15. Nun wohl, Dreft, und aller Freunde theu'rster du,
Phlades, berathet schleunig, was zu thuen sei,
Da allbereits der Sonne heller Morgenstrahl
Der Vögel lauten Frühgesang erweckt, und längst
Die sterneneere dunkle Nacht entschvunden ist.
20. Drum eh' der Männer einer aus dem Palast kommt,
Beginnet die Beschließung; denn wir sind nun da,
Wo nicht mehr Zeit zur Bög'ung ist, zur That allein.

Drestes.

- O trauester der Diener, wie so deutlich doch
Erweistest treu gesinnet du dich gegen uns.
25. Gleichwie ein Ross, ein edeles, im Alter noch
Nicht sinken läßt in Zeiten der Gefahr den Muth,
Vielmehr gerad die Ohren hebet, so auch du:
Unregeßt du und folgest uns zu allererst.
Wohlan, was ich beschloßen, offenbar' ich; du,
30. Aufmerkendes Gehör den Worten leihend, falls
Das Rechte ich verfehlen sollte, mahne mich.
Als in Apoll's Drakelhaus ich angelangt,
Zu Delphi, daß ich lernte, wie dem Vater ich
An seinen Mördern Rache schaffen möchte, da
35. Sprach Phoëbos Solches, was du nun vernimmst: allein,
Ganz ohne Schildbewaffnung und ohn' Petrosmacht,
Sollt' ich durch List vollziehen den gerechten Mord,
Geheim. Da wir vernommen nunmehr solchen Sprach,
Sobald es Zeit dich dünket, eile selber du
40. Hinein ins Haus, zu spähen, was darin geschieht,
Auf daß du Sichres kundig uns berichten magst.
Denn wegen deines Alters und der langen Zeit
Erkennen sie in deinem Silberhaar dich nicht.
Bediene solcher Rede dich: „du seist ein Freund
45. Aus Phokis, vom Phantostus abgesandt, denn der
Ist ihnen aller Speergenossen werthster, und
Berichte dann, erhärtend mit dem Eide, daß
Drest durch des Geschickes Zwang gestorben sei,
Im Pythischen Spiel, herabgewälzet an dem Rad-
50. Getriebnen Wagen.“ So gestaltet sei dein Sprach.
Wir aber, unsres Vaters Grab, wie er gebot,
Mit Spende erst und abgeschnittnem Hauptgelock
Verehrend, lenken hierher unsre Schritte dann,
Ein erzgetriebnes Aschenküglein in der Hand;
55. Das im Geblüch wir bargen, wie dir wohl bewußt,
Damit willkommne Botschaft wir mit Redetrug
Ansagen ihnen: „wie mein Weib bereits zerstob,

- Verzehret von den Flammen und zu Kohle ward.“
 Kann mich's betrüben, sterbe ich den Worten nach,
 60. Wenn in der That, dies Rettung mir und Ruhm erwirbt?
 Die Rede, die mir Nothheil bringt, scheint mir nicht schlimm.
 Schon sah ich selber Weise oftmals auch, die man
 Mit Worten todt gesaget; kamen die sohann
 Ins Haus zurück, so wurden sie noch mehr geehrt.
 65. So seh' auch mich ich ruhmvoll, noch nach dem Gerücht
 Aufleuchten meinen Feinden, wie ein Glanzgestirn.
 Doch du, o väterliches Land und Götter ihr
 Der Heimath, nehmt auf diesem Pfad zum Heil mich auf,
 Und du, o väterliches Haus, da ich für dich
 70. Als Rächer nah', von Göttern selbst gesandt mit Recht:
 Nicht ehrberaubet sendet aus dem Lande mich,
 Rein, fürstlich reich, als dieses Hauses neuen Hort!
 Gesprochen hab' ich Solches nun, doch du, o Götter,
 Geh' igt und Sorge klüglich mir für dein Geschäft.
 75. Wir eilen fort, zur rechten Zeit, was Menschen stets
 Der beste Beistand aller ernstest Thaten bleibt.

Elektra (im Hause).

O weh, weh mir Armen!

Der Erzieher.

Fürwahr mir schien, als hörte in dem Hause ich
 Der Dienerinnen eine tief erseufzen, Sohn.

Drestes.

80. Ist wohl die unglückselige Elektra? willst
 Du, daß wir hier verweilend, lauschen dem Gesäßen?

Der Erzieher.

Mit nichten. Nichts, bevor des Logias Befehl,
 Um damit zu beginnen, wir gesucht zu thun,
 Ausgießend Grabespende für den Vater, denn

85. Dies bringt fürwahr für unsre That uns Sieg und Kraft. (Alle ab.)

Elektra (tritt aus dem Palaß).

O heiliges Licht und des Lands
 Gleich ringsher verbreitete Luft,
 Wieviele Gefänge voll Schmerzen,
 An die Brust wie erdröhnende Schläge,

90. Blutrünstig gefärbet, vernahmst du bereits,
 Wenn hinab sich gesenkt die umbunkelnde Nacht!
 Auch die nächtliche Trauer, wohl ward sie bekannt
 In dem Hause des Leids dem beträncketen Bett,
 Wie um ihn ich die Klage erhebe, den Mann,
95. Den unglückschwer im barbarischen Land
 Nicht tückisch zum Morde selbst Ares empfing:
 Die Gebährerin schlug und der Wuhle zugleich,
 Megisthos, ihn todt mit dem mordenden Beil,
 Wie die Spalter des Holzes den Eichbaum fällt'n.
100. Und keinerlei Schmerz wird darum gefühlt
 Von Andern als mir, da du Vater erlagst,
 So behäufet mit Schmach und mit Jammergehick.
 Doch niemals werd' ich verbannen den Schmerz
 Und das Klagegestöhn, weil ich annoch erschau'
105. Der erleuchtenden Sterne
 Glanzstrahl, noch schau' den sich nahenden Tag,
 Daß nicht, wie der Rüklein beraubet im Laub
 Die Nachtigall klagt, wehmüthig von mir
 Vor der Thür des Erzeugers die Klage erschallt.
110. O Aides Haus und Persephone's dort,
 O Hermes im Schooße der Erde, Ara,
 Du Hehre, erhabne Erinnen des Zeus,
 Die ihr sehet auf den, der so mörderisch starb,
 Den heimliche List um das Lager betrog,
115. Kommet und helfet und dem Erzeuger gewährt
 Den versöhnenden Schuß:
 Auf! sendet den Bruder, den lieben, mir her,
 Denn nicht mehr vermag ich zu tragen allein
 Des Grams mich erdrückende Bürde.

(Der Chor tritt auf.)

Erste Strophe.

Chor.

120. O Kind, Tochter der unseligsten aller
 Mütter, sage warum, o Elektra, so
 Leidvoll strömeß du aus unaufhaltsam

Klagegefaß nun den vorlängst frevelnd um-
 garneten Fürsten — durch Ränke der Mütter — mit
 125. Verrätherisch gestählter Hand. Wer Dies vollbracht,
 Vergeh'! ziemt mir, es auszusprechen.

Elektra.

O hochherziger Ahnen Töchter,
 Trostreich naht ihr im Leiden, ich
 Weiß und verstehe euch wohl; es entgehet mir
 130. Nimmer; jedoch ich vermag nicht zu hemmen, ach,
 Um den erschlagenen Vater den Schmerzenslaut.
 Die ihr so freundlich mir jeglicher Liebe Beweise gewähret,
 O laßt mich nur klagen,
 Ach ach, ich bitt' euch.

Erste Strophe.

Chor.

135. Gleichwohl wirst du doch nicht dort aus des Hades
 Alleinschließendem See jemals erwecken
 Den Fürst, sei's durch Gebete, sei's klagend;
 Doch von dem mäßigen bis zum unendlichen
 Schmerz dich stets hingrämend, vergehest du.

140. Woraus doch nie im Leiden dir Erlösung kömmt:
 In's Untragbare stürze dich nicht.

Elektra.

Bethört scheint mir, Wer je der schwachvoll
 Sterbenden Eltern vergessen kann.
 Besser behaget dem Herzen der klagende
 145. Vogel, der stöhnend den Irys, stets Irys nur
 Ruft, Zeus angstvoll behende Botinn. Ach,
 Ach, leidvollste Niobe, göttlich fürwahr scheinst du mir,
 Da dir im Felsengrave
 Die Thräne noch rinnt.

Zweite Strophe.

Chor.

150. Es erschien dir, o Kind, nicht alleine
 Vor Andern solch ein Leid,
 Das du so schwer trägst, nicht gleich den Deinen,
 Die dir doch nah' stehn durch Blutverwandtschaft,

- So Chrysothemis, Iphianassa und Ioner, der jego
 155. Beglückt in leidensloser
 Kindheit noch lebt, den du
 Einst, hebr'es Mykand,
 Grüßend empfängst, den erlauchten, geführt von des
 Donnerers Geleit in dieses Land: Drester's.
 Elektra.
160. Den ich ja erbarrend — duldend, ohne Kinder,
 Ich Arme mannlos — beständig traure,
 Thränengebadet, belastet vom endlosen
 Schicksal der Leiden: Er aber vergift, was er
 Von mir empfangen und was er erfahren: wann
 165. Kommt mir nicht Kunde voll trügerischen Inhalts?
 Voll Sehnsucht ist er zwar,
 Doch sehnsuchtsvoll verharret er fern stets.
 Zweite Gegenstrophe.
 Chor.
- D ermuthige dich, ach, nur Muth, Kind,
 Hochher im Himmel lebt
 170. Noch Zeus, der Dies schaut und Alles lenket.
 Des Zornes Vollmaß stell ihm anheim nur:
 Bürne den Feinden nimmer unmäßig, doch nimmer vergiß sie:
 Die Zeit ist göttlich hülfreich.
 Weder ja der dort Krissa's
 175. Grassiges Gestad umwohnt,
 Weilet unwendbar, der Enkel des Atreus,
 Nimmer auch der jetzt als Gott im Acheron herrscht.
 Elektra.
- Dennoch entschwand schon des Lebens schönste Blüthe,
 Beraubt der Hoffnung, ich trag's nicht länger;
 180. Denn ich vergehe, von Eltern verwaiset, da
 Nirgends ein Mann sich als helfender Freund naht;
 Nein, wie der niederen Sklavinnen eine im
 Haus die Gemächer des Vaters verwalte ich,
 In Knechtstracht eingehüllt,
 185. Und steh' am leeren Tische darwend.

Dritte Strophe.

Chor.

Es erscholl Klageruf bei der Rückkehr,
 Es erscholl in des Vaters Gemach schmerzvoll,
 Als der dröhnende Schlag des beerjeten Beils
 Todbringend ihm wurde geschwungen.

190. Der Betrug es erfann, es erschlug ihn Begier:
 O entsetzliche That, so entsetzlich gewagt,
 Sei es ein Gott, sei's der Erzeugeten Wer,
 Der den Frevel übte.

Elektra.

195. O Tag, du vor allen den anderen
 Rauscht Grauensverhängnisses voll mit,
 O Nacht, und o du des unsagbaren Wahls
 So gewaltiges Leid!
 Es sah nahen dort:

200. Der Erzeuger den Mord von gedoppelter Hand,
 Die mir das Leben raubte,
 Ergriff mich und mich ganz vertilgt.
 Ihnen mag der hehre Gott im Olymp
 Sühnenden Straflohn zu büßen schicken.

205. Nimmer gesehn auch fröhlicher Heiterkeit,
 Die solche Werke übten.

Dritte Gegenstrophe.

Chor.

Hab' Acht, nicht ferner noch klage!
 Denn erkennst du nicht in dem Inneren tief,
 Wie es kam, daß du jetzt in dein eigenes Leid
 So mit Schmach dich selber gestürzt hast?

210. Denn gar mancherlei Schmerzen erwarbst du dir Maun,
 In der Seele den düsteren beständigen Krieg
 Dir erregend: erwäge, daß nimmer dem Thron
 Nahen soll die Zwietracht.

Elektra.

215. Es bezwang mich des Schmerzens gewaltige Noth,
 Ich erkenn's, nicht entgeht mir der Unmuth.

- Doch nimmermehr hemm' in den Nothen fürwahr
 Ich das traurnde Lieb,
 Dieweil Kraft mir bleibet.
 Doch von Wem, ihr geliebten Freundinnen, sagt,
 220. Hör' ich je Trostesunde?
 Wer ist's, der sie finden kann?
 Ihr Trösterinnen laffet mich,
 Denn unabwendbar bleibet es,
 225. Daß ich wol nimmer im Leiden beschwichtige
 Des Schmerzens tiefes Klaglied.

Schlußgefang.

Chor.

Doch ich sprach nur aus Freundlichkeit Solches,
 Wie die treuerfüllte Mutter,
 Daß nicht Schmerz du zu Schmerzen dir fügest.

Elektra.

230. Gab es ein Raaf: denn für kränkendes Wehe, sprich?
 Wäre erlaubt zu vergessen Gestorbener?
 Wem denn entsproß je im Geist der Sinn?
 Niemals sei dem Mann ruhmwerth ich!
 Selbst wenn je Glücksgunst mir annah't,
 Nicht friedvoll harrte ich aus und gelähmt
 235. An dem ehrevergessenen Fittig des Grams
 Um des Erzeugers Tod.
 Soll mir der Vater todt, Asche nur sein, ein Nichts,
 Modernd in dem Grab,
 Während Jene dort
 240. Unrecht büßende Sühnung flieh'n:
 Dann hört die Schaam auf,
 Und Frommheit schwindet unter Menschen.

Chor.

- Ich kam, o Kind, bekümmert um dein eignes Heil,
 Zugleich auch um das meine; wenn das Rechte nicht
 245. Ich sage, siege du, wir folgen gerne dir.

Elektra.

Von Schaam bin ich erfüllet, Frauen, schein' ich euch

- Durch viele Klagen allzu sehr verstimmt zu sein;
 Doch nöthiget zu solcher Traur' mich die Gewalt;
 Verzeihet mir. Wie wüßte wol ein edles Weib
250. Nicht Solches thun, die väterlichen Leiden schau'nd
 Die jeden Tag und jede Nacht beständig ich
 Vermehret eher als vermindert sehen muß?
 Zuvörderst von der Mutter, die mich selbst gezeugt,
 Erlangt' ich bitter Feindschaft nur; im Haus alsdann,
255. Dem eignen, mit des Vaters Mördern lebe ich
 Und ihnen bin ich unterthan; von ihnen auch
 Hängt ab, was ich empfangen, was entbehren soll.
 Und welche Tage glaubest du, verbring' ich dann,
 Seh' ich Aegisthos sitzen auf dem Königsstuhl,
260. Dem väterlichen, sehe ich ihn das Gewand
 Des theuren Vaters tragen, und am Heerd sogar
 Die Opferspende gießen, wo er ihn erschlug,
 Und schau' der Beiden höchsten Uebermuth noch gar,
 Den Mordvollstrecker selber in des Vaters Bett,
265. Gesellet zur unseligen Mutter, falls sich ziemt,
 Noch Mutter die zu nennen, die Dem naht zur Lust,
 So schaamentblößt, daß mit dem fluchbeladenen Mann
 Sie lebt und nicht die Rachegöttin selber scheut.
 Vielmehr als ob sie solcher That sich freut, mit Hohn —
270. So oft von Neuem wiederkehrt der Tag, wo sie
 Damals erschlug mit arger List den Vater mir —
 Führt sie sogar Festreigen auf; das Opferthier
 In jedem Monat schlachtet sie dem Rettungsgott.
 Ich Arme, schau' ich aber Dieses im Palast,
275. Bergieß ich Thränen, schmelze hin, betraurend tief
 Den nach dem Vater so benannten Nachmahlschmaus,
 Allein für mich, weil nimmer ja ich weinen darf
 So reichen Strom der Thränen, als dem Schmerz genügt.
 Denn jenes Weib, nur edel nach dem Wortgepräng,
280. Schmäh't selbst mit Lasterreden Solches wider mich:
 „Du gottverhaftes Scheusal, starb denn dir allein
 Der Vater? ist der Menschen keiner sonst in Leid?

- Vergeh' in Eend, und daß doch aus solcher Noth
 Erlösung nie die untern Götter dir gewäh'n.
285. So treibt sie Uebermuth; doch wenn sie irgend hört:
 Drestes kommt, in voller Raserei sodann
 Eritt sie zu mir, mich scheltend: „bist du nicht dran. Schuld?
 Hast du's nicht angestiftet, die mir aus dem Arm
 Drest entführend, sicher ihn verborgen hat?“
290. Doch wisse, daß du würdige Waise läßen wirst.“
 So lautet ihr Gebeltes; ihr zur Seite reizt
 Der gegenwärt'ge Buhle sie zu solcher Wuth,
 Der große Mann, unähnlich ganz, die wahre Schmach,
 Der immer nur mit Weibern Kämpfe mag bestehn.
295. Ich aber, immer harrend, daß Drestes mir
 Als Tilger meines Leidens komm', vergeh' in Schmerz.
 Denn weil zur That er zögert, hat die Hoffnung mir,
 Die nahe wie die ferne, gänzlich er entrafft.
 Bei solchem Stand, Geliebte, ist die Maßigung
300. Nicht zu bewahren, noch die Frömmigkeit; die Noth
 Erzeugt zu schlimmen Thaten auch Nothwendigkeit.
 Chor.
 So sage an: Megisthos, ist er jetzt dabem,
 Daß du die Rede wagest, oder ging er aus?
 Elektra.
 Er ging. Nicht aus der Ehre treten dürftest; ich
305. Wär' er dabem; auf seinen Aedern weilt er jetzt.
 Chor.
 Dann möcht' auch ich ermunthigt zum Gespräch mit dir,
 Mich nähern gern, wenn dieses sich denn so verhält.
 Elektra.
 Er ist jetzt ferne. Darum sprich, was du begehrst.
 Chor.
 So frag' ich dich: Was weißt du von dem Bruder dein?
 310. Kommt oder kommt er nicht? Sieh! dieses wüßt' ich gern.
 Elektra.
 Er sagt's wol, doch obschon er's sagt, thut er es nicht.

Chor.

Zu säumen pflegt ein Mann, der wicht'ges Werk betreibt!

Elektra.

Doch ihn zu retten, hab' ich vormals nicht gesäumt.

Chor.

Bertraue feinem Edelmuthe, daß er dir hilft.

Elektra.

315. Vertrauen heg' ich, lange lebt' ich sonst nicht mehr.

Chor.

Nicht setze jetzt die Rede fort, denn aus dem Haus

Geh' ich die Blutsverwandte von dem Vater und

Der Mutter her, Chrysothemis, sich nah'n; sie trägt

Herbei die Leichengabe, wie sie Todten ziemt.

(Chrysothemis kommt.)

Chrysothemis.

320. Welch neu Gespräch beginnest du am Vorhof dem,

O Schwester, hinaus dich wagen auf den offenen Pfad,

Und noch nicht lernen willst du in so langer Zeit,

Nicht nutzlos hinzugeben dich des Herzens Wahn?

Und doch von mir weiß ich so viel, daß mich auch Schmerz

325. Erfülle ob solcher Gegenwart, so daß, besäß'

Ich Macht, ich offenbaren würde meinen Sinn.

Im Sturme aber ziehe ich die Segel ein,

Und will den Anschein nicht der That, vermag ich nichts:

Ich wünschte, du verführest auch auf solche Art.

330. Das wahre Recht ist gleichwohl nicht, wie ich es sprach,

Nein, so wie du es fühltest; doch, soll frei ich sein,

Muß ich in Allem hören auf der Herrscher Wort.

Elektra.

O Schmach, daß eines so verehrten Vaters Kind,

Bergeßend sein, die Mutter nur beachten will.

335. Dem jede Mahnung, welche mir von dir jetzt kam,

Gehst aus von ihr; aus eignem Triebe sprichst du nichts.

Denn wähle selbst: entweder du beriebst dich schlecht,

Wo nicht, vergaßest du der Freunde wohlbedacht.

Denn äufertest du eben nicht, wosfern du nur

340. Die Macht besähest, zeigest du auch deinen Haß?
Und doch, da ich dem Vater Rache schaffen will,
Entziehst du dich und mahnst mich selbst auch ab davon.
Zeigt dieses zu dem Leiden Feigheit nicht zugleich?
Denn lehr' mich oder lern' von mir, was würde denn
345. Mir zum Gewinne, ließ' ich von den Klagen ab?
Noch leb' ich ja, zwar schlecht, ich weiß, doch mir genüge's;
Ich kränke Jene, so daß ich dem Todten dort
Berehrung zolle, fühlet man dort Freude noch;
Du aber hassend hassest mit der Rede nar,
350. Den Werken nach bist du des Vaters Mörder's Freund.
Ich würde nie und brächte auch mir Eimer her
Die Gaben alle, mit denen du jetzt eitel prunkest,
Nachgeben Jenen. Möge dir ein reicher Tisch
Bereitet sein und strömen dir der Ueberfluß:
355. Mich selbst nicht zu erniedrigen, ist mir allein
Genuß; nach deiner Ehre aber tracht' ich nicht,
Auch du nicht, wenn du weise wärst. Da dir vergönnt,
Des allerbesten Vaters Kind genannt zu sein,
Nennst du dich nach der Mutter. So zeigst du dich arg,
360. Und übst Verrath am Vater und den Freunden aus.
- Chor.
- D bei den Göttern keinen Groll: Gewinn ja ist
In Beider Reden, wenn du nugen willst den Rath,
Den sie dir bietet, du den ihren wiederum.
- Chrysothemis.
- Was mich betrifft, ihr theuren Frau'n, ich bin gewöhnt
365. An ihre Worte; nimmer auch erwähnt' ich es,
Wenn nicht das allergrößte Leid, wie ich erfuhr,
Ihr drohte, das die steten Klagen hemmen soll.
- Elektra.
- Sprich aus das Schreckniß. Wenn du Größres mir als jetzt
Mich drückt, verkündest, widersprech' ich dir nicht mehr.
- Chrysothemis.
370. Wohlan, ich will dir Alles sagen, was ich weiß.
Wofern du nicht die Klagen stillst, so wollen sie

Dich dahin senden, wo du nie das Strahlenlicht
Der Sonne schau'nd, lebendig im unmahteten
Gewölbe, fern der Heimath Klagelieder sing'st.

375. Erwäge Dies, daß leidbehäuft du nicht dereinst
Mich scheltest: weisern Entschluß zu fassen ist noch Zeit.

Elektra.

Und Dies also beschlossen sie an mir zu thun?

Chrysothemis.

Gewiß, sobald nach Hause wiederkehrt Aegisth.

Elektra.

D kam' er doch um dessentwillen bald zurück.

Chrysothemis.

380. Was meinst du Unglückselige denn mit diesem Wort?

Elektra.

Daß Jener komme, denket er mir Dies zu thun?

Chrysothemis.

Damit du Was erzielst? Woran hast du gedacht?

Elektra.

Damit so fern als möglich ich von euch entflieh'.

Chrysothemis.

Auf das gegenwärtige Dasein legst du keinen Werth?

Elektra.

385. O herrlich ist mein Leben, zum Bewundern schön!

Chrysothemis.

Das wär' es auch, verständest du zu maß'gen dich.

Elektra.

Den Freunden treulos mich zu zeigen, lehr' mich nicht.

Chrysothemis.

Das lehr' ich nicht, zu weichen nur der Herrschermacht.

Elektra.

So heuchle' nur; nach meinem Sinne sprichst du nicht.

Chrysothemis.

390. Und doch ist gut, zu fallen nicht durch Unbedacht.

Elektra.

So fall' ich, muß es sein, dem Vater doch zu Lieb.

Chrysothemis.

Der Vater schenkt Verzeihung, weiß ich, meinem Thun.

Elektra.

Dem Worte beizupflichten, ziemt dem Feigen nur.

Chrysothemis.

Du aber folgst mir nicht, und stimmest mir nicht bei?

Elektra.

395. Mit nichten. Niemals wär' ich so verstandberaubt.

Chrysothemis.

So will ich weiter gehn, wohin man mich geschickt.

Elektra.

Doch wohin gehst du? Wem bringst du das Opfer denn?

Chrysothemis.

Die Mutter schickt dem Vater Opfertrank durch mich.

Elektra.

Wie sagst du? ihm, der Menschen allerfeindlichsten?

Chrysothemis.

400. Den selber sie erschlagen, denn Dies meinest du.

Elektra.

Von wem der Freunde überredet? Wem gefiel's?

Chrysothemis.

Ein nächtlich Traumbild schreckte sie, so scheint es mir.

Elektra.

O Heimathgötter, kommet endlich uns zum Schutz!

Chrysothemis.

Mit welcher Hoffnung füllet dich wol dieser Schreck?

Elektra.

405. Wenn du mir die Erscheinung nennst, so sprich' ich's aus.

Chrysothemis.

Nicht weiß ich's anzufagen völlig, nur zum Theil.

Elektra.

Sag' was du weißt. Hat oftmals doch ein g'ringes Wort
Die Sterblichen gestürzt und emporgestellt.

Chrysothemis.

Das Gerücht verkündet, unsern Vater sah sie jüngst,

410. Den deinen und den meinen, als kehrt' er an's Licht

- Zurück zum Ehebunde; wie er d'rauf am Heerd
Den ergriffnen Scepter fügte, den er vormals trug,
Er selbst, doch jetzt Megisthos, wie aus dem empor
Ein laub'ger Zweig erblüht', wodurch umschattet ward
415. Der Nyfender weite Landesfläche ganz.
Von einem Gegenwärtigen vernahm ich es,
Als sie's der Sonne anvertraut'; der sagt' es mir.
Doch Mehreres als Dieses weiß ich nicht, nur daß
Sie mich, erfüllt von solcher Furcht dorthin entsandt.
420. Bei dieses Landes Göttern drum beschwör' ich dich,
Gehorche mir, und falle nicht durch Unbedacht:
Dich trifft zu spät die Neue einst, verschmäßt du mich.
- Elektra.
- Doch nichts von Allem, Liebe, was die Hand auch trägt,
Darfst du dem Grabe bringen; nicht ist dir vergönnt,
425. Noch auch gerecht, zu spenden von der argen Frau
Die Opfer, noch dem Vater Reinigung zu weih'n.
Den Lüften gib es, oder birg es dort im Staub
Hinunter tief, wo niemals zu des Vaters Grab
Etwas davon gelanget. Stirbt sie einst, sodann
430. Bewahrt zum Grabeschmucke bleibe es für sie.
Denn nimmermehr, wär' ehrvergeffen nicht das Weib,
Bermochte sie, verhaßten Grabesopferguf
Dem zuzusenden, welchen sie zuvor erschlug.
Denn prüfe nur: bedünket dich, daß herzerfreut
435. Den Guß von ihr der Todte in dem Grab empfängt?
Von der er, schimpflich fallend, wurde wie ein Feind
Verstümmelt an den Gliedern; sühnend dann, am Haupt
Den Mord sucht' sie zu reinigen. Du glaubst doch nicht,
Verßöhnung ihr zu bringen für die Frevelthat?
440. Nicht also. Drum verzichte darauf nur; doch du,
Bom Schmucke deines Hauptes schneidend g'ring Gelock,
Und von mir auch — zwar winz'ge Gabe, doch so viel
Ich besitze — dieses schmuckentblöste Haar gib ihm
Und meinen Gürtel; prächtig ist er nicht verziert.
445. Dann fleh' ihn, niederknieend, daß er wohlgefimmt

- Vom Grabe uns als Helfer gegen Feinde nah';
 Und daß mit sieggekrönter Hand Drest, sein Sohn,
 Voll reger Kraft die Feinde untertrete, daß
 Wir künftig doch im Stande sei'n, mit reichrer Hand
 450. Das Grabmal auszuschnücken, als es jetzt geschieht.
 Ich denke nun, wohl denke ich, daß selber ihm
 Zur Sorge lag, den Schreckenstraum zu senden ihr.
 Darum, o Schwester, übernimm den Liebedienst
 Für dich und mich zum Schutze, für der Sterblichen
 455. Geliebtesten, den Vater, der im Hades ruht.

Chor.

Voll Frömmigkeit sprach Solches aus die Jungfrau, drum,
 Wosfern du, Traute, weise denkst, handle so.

Chrysothemis.

- Ich thu' es, das Gerechte gibt ja keinen Grund,
 Mit Zwei'n zu streiten; besser ist, ich eil' zur That.
 460. Doch während zu vollbringen dieses Werk ich geh,
 Gelobt bei Göttern, Theure, mir Verschwiegenheit.
 Denn, ach, wosfern die Mutter es erfähret, dann
 Hab' ich zu bitt'rem Leiden den Versuch gewagt.
 (Ab.)

Chor.

Strophe.

- Trügt nicht irrenden Sinns Ahnung mich ganz,
 465. Leer weisheitsvoller Gedanken, so
 Kommt die deutungsreiche
 Dike, und führt die rächende Kraft in ihrer Hand.
 Ja, Kind, sie naht sich in gar nicht langer Frist:
 Ich hege Zuversicht,
 470. Hörend vom sanft anweh'nden
 Grabestraumgebilde jüngst.
 Denn nie vergift der Erzeuger, Hellas'
 Gewaltherrscher, dein,
 Noch auch die alte erzgetriebne,
 475. Zwiefach scharfe Art,
 Die nieder ihn schlug in schmachbehäufstem Mordthatsdrang.

Gegenstrophe.

Die Vielfüßige, Vielhändige kommt,
 Sie, die im Lager des Schreckens ruht,
 Festen Tritts: Erinny's.

480. Dieweil ja nach dem blur'gen Frevelehebund
 Die Graunbegier kam, dem heil'gen Recht zum Hohn.
 Und da für glaub' ich fest:
 Nimmer und nimmer naht sich
 Jener Traum von Unheil frei
 485. Für Frevler und Genossen, oder
 Im Traumbilde lag
 Für Menschen nie der Zukunft Deutung,
 Nicht in Seherkunst,
 Falls nicht das Gesicht der Nacht für uns zum Heil ausgeht.

Schlussgefang.

490. D du des Ahnherrn Pelops
 Einstige Leidenswettfahrt!
 Wie schmerzvoll kamst du doch
 Diesem Land!
 Dem seit in's Meer stürzend
 495. Myrtilos ertränkt wurde, —
 Vormals vom Goldwagen
 Schmachvoll durch Grauntruglist
 Fürchterlich hinab sinkend, —
 Ließ noch nie
 500. Nach in dem Herrscherpalaste
 Gräßlichen Frevels Unheil.

Klytämnestra

(kommt aus dem Palaste).

- Ganz zügellos, so scheint es, schweiffst du auf's Neu
 Umher, denn nicht zugegen ist Megisth, der dich
 Stets abhielt, nicht die Freunde vor der Thür zu schmäh'n.
 505. Nun aber, da er außen weilt, kehrst du dich nicht
 An mich, und oftmals wahrlich schon zu Zielen sprachst
 Du aus, daß ich verwegen, wider Schicklichkeit
 Gebietend, üb' an dir und an dem Deinen Schmach.

- Doch fern von mir ist Uebermuth, ich schmähe dich,
 510. Weil Schmach du selbst in deinen Reden an mir übst.
 Der Vater nämlich — diesen Vorwand nimmst du stets —
 Erlitt den Tod allein durch mich; durch mich, nun wohl,
 Bewußt ist's mir und nimmer läugn' ich diese That:
 Gerechtigkeit entrafte ihn, nicht ich allein;
 515. Du standest selbst mir bei, wenn du besonnen warst.
 Denn dieser Vater, um den du unablässig klagst,
 Geopfert hat den Göttern er die Schwester, er,
 Der Einz'ge der Hellenen, weil er nicht wie ich,
 Erzeugend sie, gelitten bei der Schmerzgeburt.
 520. Wohl an, belehre mich, für Wen hat er sie denn
 Geopfert? Wie? Sagst du für das Urgeier Volk?
 Doch kam es dem nicht zu, zu tödten mir mein Kind.
 Wenn aber für den Bruder Menelas er sie
 Erschlug, war nicht die Sühnung dafür nur gerecht?
 525. Denn lebte jenem Fürsten nicht ein Kinderpaar,
 Dem in den Tod zu gehen eh'r geziemte, weil
 Es Eltern angehörte, für die die Fahrt geschah,
 Wenn Hades nicht viel größeres Verlangen trug
 Nach meiner Kinder Dpfrung als nach Helena's?
 530. Oder es entschlug der Schmerzensvater für sein Kind
 Der Zartheit sich, die Menelas den Seinen hegt':
 Ist solch ein Vater thöricht nicht und schlecht gesinnt?
 Mir scheint's, sprich ich's auch ohne deinen Beifall aus;
 Einstimmte auch die Todte, führte sie das Wort.
 535. Und darum bin ich nimmermehr ob dieser That
 Reuvoll; doch meinst du, daß ich mir übel rieth,
 So table frei die Deinen, denkst du richtiger.

Elektra.

- Nicht wirst du jetzt wol sagen, daß ich erst begann
 Erbitterung und dann von dir solch Wort vernahm.
 540. Vergönnt du es, so sage ich vom Todten gern,
 Zugleich auch von der Schwester, was sich wahrhaft ziemt.

Klytämnestra.

Wohl gönn' ich es. Begänntest du nur immer so
 Zu reden, dich zu hören wäre nie mir leid.

Elektra.

- So red' ich denn. Du selber bekennst, daß du erschlugst
 545. Den Vater: Ist wol schimpflicher ein Wort als dies,
 Sei's nun mit Zug, sei's nicht; ich aber sage dir,
 Daß du ihn nicht mit Recht erschlugst; bethört hat dich
 Des schlechten Mannes Schmeicheln, dem du dich vermählst.
 Befrage nur die Jäg'rimm Artemis, wofür
550. Den Wind so lang' in Uulis sie zur Sühnung hemmt',
 Oder ich verkünd' es, da sie Antwort selbst versagt.
 Mein Vater einst, so höre ich, in einem Hain
 Der Götinn munter jagend, scheuchte einen Hirsch
 Schönhornig, buntgefleckt, auf und streckt' ihn hin.
555. Und stolz wagt' er ein rühmend Wort ob solcher That.
 Und seit der Zeit ergrimmt Leto's Tochter, und
 Sie hielt zurück die Achäer, bis der Vater ihr
 Zur Sühnung gab die eigne Tochter für das Thier.
 Und so geschah ihr Dpfertod, denn für das Heer
560. Gab's keine Fahrt nach Haus noch auch nach Ilion.
 Mit Widerstreben darum nur und Nöthigung
 Vollbrachte er das Opfer, nicht für Menelas.
 Doch falls er auch — wie deine Meinung ist — nur ihm
 Zu Liebe Solches that, gebührte ihm dafür
565. Von deiner Hand der Tod? Nach welcher Sägung denn?
 Sieh' zu, daß, wenn den Menschen du gibst solch Gesetz,
 Du nicht dir Reue selber noch erzeugst und Schmerz.
 Denn wenn wir Einen tödten für den Andern, so
 Stirbst du zuerst, wenn anders dir dein Recht nur wird.
570. Jedoch erwäg', ob nichtig nicht dein Vorwand sei:
 Denn wenn du willst, belehre mich, weshalb du doch
 Der Frevelthaten allerschimpflichste vollbringst,
 Da du des Mordbefleckten Bett besteigst, mit dem
 Du mir den eignen Vater früh'r erschlagen hast,
575. Und Kinder mit ihm zeugest, doch die früheren
 Von frommem Stamme, selber fromm, verstoßen hast?
 Wie könn' ich Solches loben, oder sagst du wol,
 Auch dies geschieht zur Sühnung für die Tochter nur?

- Zu deiner Schande sagtest du's; denn nicht ist schön,
 580. Der Tochter halb dem Feinde sich vermählen. Doch
 Auch nicht einmal dir Warnung geben darf man ja,
 Da du der Zunge ganze Schärfe brauchst, „weil wir
 Die Mutter lästern“. Bedünken will mich gleichwol doch,
 Daß du Tyranninn minder nicht als Mutter bist;
 585. Da ich ein elend Leben führe, und durch dich
 Und deinen Buhlen dulden muß so manchen Schmerz.
 Der Andre, ferne deiner Hand entfliehend kaum,
 Drest, ein traurig Dasein hat er, gramgetränkt.
 Gar oft beschwerst du bitter dich, ich zieh' ihn auf
 590. Für dich zur Strafe. Stände es in meiner Macht,
 Ich thät' es gerne, wisse das. Und darum denn
 Verkünde laut vor Allen, ich sei bösefinnt,
 Von frecher Zunge oder auch von Schaam entblöht.
 Denn wenn ich wirklich solchen Trachtens kundig bin,
 595. So mach' ich kaum wol Schande deiner Sinnesart.

Chor.

Ich sehe sie Zorn athmend; aber ob das Recht
 Ihr angehört, noch sehe ich's erwogen nicht.

Klytämnestra.

- Und welcher Erwägung bedarf es noch bei Dieser hier,
 Da sie so übermüthig zu der Mutter spricht,
 600. Und das in solchem Alter? scheint sie dir denn nicht
 Bereit, sich zu erkühnen frech zu jeder That?

Elektra.

- So wisse denn, mit Schaamgefühl erfüllt es mich,
 Auch wenn's dir nicht so scheint; seh' ich doch, daß ich
 Nicht Zeitgemäßes wage noch Geziemendes.
 605. Doch deiner Liebe Mangel ist's und deine That,
 Die mich mit Gewalt zu handeln also zwingt, denn ach
 Das Böse lernt durch Böses man nur allzu leicht.

Klytämnestra.

D unverschämt Gezücht! Fürwahr mit Wort und That
 Gewähre deinem Munde ich gar reichen Stoff.

Elektra.

610. Du selber sprichst durch ihn, da du die That vollbringst:
Es finden stets den Ausdruck sich die Thaten leicht.

Klytämnestra.

Nun bei der Herrinn Artemis, nicht ungebüßt
Bleibt deine Frechheit, kehret nur Megisthos heim.

Elektra.

Sieh' selbst: in Wuth gerathest du; nachdem das Wort
615. Du mir vergönnt, vermagst du's anzuhören nicht.

Klytämnestra.

So schweig in Ehrfurcht endlich, daß ich opfern kann,
Hab' ich vergönnt doch Alles dir zu sagen ist.

Elektra.

Ich laß' es, heiß' es, opfre denn; nicht klage mehr
Ob meinem Mund; ich füge nicht ein Wort hinzu.

Klytämnestra

(an den Altar tretend).

620. So nimm denn auf, o Dienerinn, den Opferkorb,
Von Gaben angefüllt, daß zum Herrscher ich
Ein Sühngebet entsende ob der Seelenangst.
So höre denn, o Phoebos du, mein höchster Gott,
Das Wort, nur halb erschlossen, denn mit Freunden nicht

625. Erhebt sich meine Stimme. Es gezieme nicht,
Es gänzlich zu enthüllen, da sie nahe steht,
Daß nicht mit vielgeschwägiger Zunge sie zum Haß
Mir bösen Leumund stüfte vor der ganzen Stadt.
Bernimm denn solches Flehen, denn nur so sprich' ich:

630. Die ich geschaut in dieser Nacht, Erscheinungen,
Im Doppeltraumgesichte, du Lykescher Gott,
Falls sie zum Heil erschienen sind, erfülle sie;
Wenn feindlich, — lieber sende sie den Feinden zu;
Und wenn aus gegenwärtigem Glücke Einer mich

635. Durch Ränke zu verdrängen sucht, nicht gib es zu;
Vielmehr auf heitrem Lebenspfade lasse mich
Daheim im Palast schalten mit dem Königsstab,
Im Umgang mit den Freunden, die mir theuer sind,

- Zusammen mit den Kindern, durch die nimmer ich
 640. Unkindliches Verfahren litt, noch bittr'n Schmerz.
 Und, o Enkeischer Phobos, gnädig hörend Dies,
 Gewähre uns gemeinsam, wie wir vor dir steh'n.
 Das Andre aber alles, was ich jetzt verschwieg,
 Ist dir gar wohl, crachte ich, bekannt, als Gott:
 645. Den Kindern Zeus' gebühret, Alles zu erschau'n.
 (Der Erzieher tritt auf.)

Der Erzieher.

Ihr fremden Frauen, wie erführ' ich sicher wol,
 Ob dies Megisth's, des Herrschers, Palast wahrhaft sei?
 Chor.

Das ist er auch, o Fremdling; recht vermuthest du.

Der Erzieher.

- Bermuth' ich auch in dieser Frau mit Recht sein Weib?
 650. Denn einer Königin vergleichbar pranget sie.

Chor.

So ist es wirklich. Stehen siehst du sie vor dir.

Der Erzieher.

Gegrüßet seist du, Herrinn, gute Botschaft bring'
 Ich dir, vom Freund gesendet und auch für Megisth.

Klytämnestra.

- Annehmend die Begrüßung, wüßte ich doch gern
 655. Vor Allem, Wer der Sterblichen dich hergesandt.

Der Erzieher.

Phanoteus, der Phoker, sendet wicht'ge Kunde dir.

Klytämnestra.

Doch welcher Art, o Fremdling, sprich, denn von dem Freund
 Bringst du, ich weiß, herkommend auch ein freundlich Wort.

Der Erzieher.

Drest ist todt. In kurzen Worten sprich' ich's aus.

Elektra.

660. O weh mir Armen, dieser Tag vernichtet mich.

Klytämnestra.

Was sprachst du? was? o Fremdling, höre nicht auf die.

Der Erzieher.

Dreß ist todt. Dies sagte ich, und sag' es noch.

Elektra.

Verloren bin ich Arme, gänzlich hingetilt.

Klytämnestra.

Du gehe igt an dein Geschäft. Du, Fremdling, sprich

665. Die Wahrheit ganz, auf welche Weise kam er um?

Der Erzieher.

Und dazu hergesendet, sag' ich Alles an.

Als Jener angelangte dort zum Glanzverein

Von Hellas, zu der Delphischen Spiele Ruhmestampf,

Und er vernahm den lauten Heroldsruf des Manns,

670. Verkündigend Wettläufe, die zuerst man krönt,

Auftrat er stattlich, Allen zur Bertwunderung.

Und wie er ausgelaufen, kam er auch an's Ziel,

Denn mit des Sieges Ehrenpreise trat er aus.

Jedoch wie bei so Vielem ich nur Weniges

675. Von seiner Kraft und Thaten künde, weiß ich nicht.

Eins merke: Was von Spielen auch die Richter dort

Ansagten im Fünfkampf, sei's Lauf, sei's Doppellauf,

Er trug doch jeden Siegespreis beglückt davon.

Und preisend ward der Urgeier ausgerufen, er

680. Dreß genannt mit Namen, Agamemnon's Sohn,

Der Hellas' Ruhmheerschaaren einst versammelt hat.

Und Dies verhielt sich also. Doch wosern ein Gott

Den Sturz verhängt, entgeht ihm kein Gewaltiger:

Denn als am andern Tage für das Rossgespann

685. Bei Sonnenaufgang vor sich ging schnellfüß'ger Kampf,

Zog er mit vielen andern Wagenlenkern ein.

Aus Achaja war der Ein', der Andr' aus Sparta, zwei

Libyer, die Wagenlenker auf dem Fochgespann',

Er unter diesen, Kofse aus Theffalien

690. Als Fünfter führend, der Sechste aus Aetolien,

Mit braunem Zug, der Siebte ein Magnesier,

Des Achten Paar, des Niniär's, von Farbe weiß;

Der Neunte dann vom gottgebaueten Athen,

- Den zehnten Wagen füllte ein Bbotier.
695. Da standen sie, und als bestellte Richter nun,
Die Loose schüttelnd, die Wagenreihe ordneten,
Sin stürmten sie bei Erzdrommetenschall'; zugleich
Ermunternd ihre Kofse rufend, schwingen sie
Die Bügel in den Händen, und erfüllt ward ganz
700. Von der rasselnden Wagen Getöse die Bahn, es wirbelt auf
Der Staub und, durch einander Alle dann vermischt,
Nicht schonen sie des Stachels, Jeder hoffend, daß
Des Andern Rad er überhol' und Kofspespann; .
Denn um die Radbeschlüge und die Rücken spie'n
705. Mit Schnauben dicht die Kofse ihren Schaum heran.
Und Jener nah' der letzten Säule, drängte g'rad
Heran des Rades Büchse, und das rechte Kof
Lief er an schlaffrem Seile, hielt das linke fest.
Und Anfangs standen alle Wagen unversehrt.
710. Jedoch des Lenkäers Kofse stürmten drauf
Gewaltsam hin; und g'rade als den sechsten Lauf,
Umwendend, und den siebenten auch sie enden, da
Kennen sie mit den Stirnen an den Wagen des Barklär's,
Und durch des Einzigen Unfall stieß der Eine dann
715. Den Andern, fiel auf ihn; es füllte sich die Bahn
Mit Wagentrümmern weithin an in Delphi's Stadt.
Als Dies der kundige Wagenlenker von Athen
Ersieht, so läßt, ausweichend, er vorbei jetzt zieh'n
Der Kofse in der Mitte wogenden Tumult.
720. Zu Aeufferst fuhr Drestes zwar, doch zügel' er
Die Kofse, auf das Endziel richtend sein Vertrau'n.
Als ihn allein der Aethener übrig sieht, so treibt
Er an der schnellen Kofse Paar mit scharfem Ruf.
Und da sie so die Wagen beiderseits genäh'rt,
725. Führen sie, indem bald Der bald Der das Bordenheil
Des roßbespannten Wagens rascher trieb zum Ziel.
Und so hat er die andern Läufe alle schon
Mit unversehrtem Wagen unversehrt vollbracht,
Der Arme, da läßt nach den linken Bügel er . . .

730. Des herumgelenkten Rosses und stößt unvermerkt
 In den Säulenschaft, die Axt brechend mitten durch;
 Und stürzt so vom Sesselrand, verwickelnd sich
 In die geschnittenen Riemen; doch das Rossgespamm
 Zerstreut sich auf der Ebene bei des Führers Sturz.
735. Und als das Volk vom Wagen ihn entstürzen sah,
 Aufstöhnend es, den Jüngling laut bejammernd,
 Daß ihn zum Thatenlohne solch Geschick ereilt.
 Hinab gewälzt am Boden, gen das Himmelzelt
 Streckt er empor die Füße, bis die Lenker ihn,
740. Den Lauf des Rossespannes hemmend nur mit Müß,
 In Blut gebadet lösen, daß nicht Einer selbst
 Der Freunde seine Leiche schauend wiederkennt.
 Sogleich nachdem im Feuer wir den Leib verbrannt,
 In winziger Urne sammeln dann den Aschenrest
745. Dazu bestellte Phöker, und sie bringen ihn,
 Auf daß ein Grab er finde in dem Heimathland.
 Geschehen ist's auf solche Art, bejammernswerth
 Schon im Bericht; für uns jedoch, die wir's geseh'n,
 Von allem je erschauten Leid das schmerzlichste.

Chor.

750. Weh, weh! So wird denn ausgetilget, wie es scheint,
 Bis zu der Wurzel hin der Herren alt Geschlecht.
 Klytämnestra.
 O Zeus, ach welche Kunde! nenn' ich sie beglückt?
 Gewinnreich wohl, doch peinlich auch, denn furchtbar ist's,
 Errette ich mein Dasein nur mit eignem Schmerz.

Der Erzieher.

755. Doch welchen Unmuth, Herrinn, schaffst dir mein Bericht?
 Klytämnestra.
 Gar liebeich schlägt der Mutter Herz, denn selbst gekränkt,
 Vermag sie nicht zu hassen, Den sie einst gebar.
 Der Erzieher.
 Vergebens also, scheint es, war unser Weg.
 Klytämnestra.
 O nicht vergebens; sprächst du vergebens wol,

760. Da du mir sichere Zeichen bringend kamst hierher
 Vom Tode Dessen, welcher von mir selbst entsproß,
 Der meiner Brust und Pflege sich entziehend, fern
 Als Flüchtling lebend, dieses Land verließ, seitdem
 Mich nimmer wieder sah, und mich beschuldigend
765. Des Gattenmordes, schwere Rache drohete,
 So daß der Schlaf am Tage nicht noch auch bei Nacht
 Mich deckt' mit sanftem Fittig; immer trieb die Zeit
 In trägern Gang durch Todesahnung mich umher.
 Am heutigen Tage aber wurde ich erlöst
770. Von Furcht vor ihr und ihm; denn zu noch größ'rem Leid
 War sie bei mir im Hause, schlürfend reinen Strom
 Von meinem Herzensblute; doch, in Sicherheit
 Ob ihrer Drohungsworte, leb' ich fortan froh.
- Elektra.
 O weh mir Armen, ach, jetzt ziemt zu seufzen erst,
775. Drest, ob deinem Unfall, da bei solchem Leid
 Du Hohn von dieser Mutter duldest. Steht dies gut?
 Klytämnestra.
 Für dich wol nicht; gut steht's mit ihm, wie es auch steht'.
 Elektra.
 O hör' es Nemesis des jüngst Gestorbenen!
 Klytämnestra.
 Was sich geziemte, hörte sie und lenkte gut.
 Elektra.
780. So treibe Hohn, denn günstig ist dir jetzt das Glück.
 Klytämnestra.
 Nicht du und nicht Drestes zügelt ihn hinfort.
 Elektra.
 Gezügelt selbst, sind wir zu schwach zur Zügelung.
 Klytämnestra.
 Wohl werth der reichsten Gaben kämst, o Fremdling, du,
 Wosfern du hemmetest ihr zungenschnell Geschwäg.
- Der Erzieher.
785. So kann ich denn nun gehn, da Alles wohl bestellt?

Klytämnestra.

Mit nichten, denn nicht meiner würdig wärst du so
Empfangen, noch des Freundes, der dich hergesandt.
Komm' mit hinein; die aber laß nur draussen stehn,
Der Freunde Leid beklagend und ihr eigenes.

(Sie geht mit dem Erzieher in den Palaß.)

Elektra.

790. Scheint sie gebeugt von Schmerzen euch und tief betrübt,
Der Thränen Quelle jammernd zu eröffnen?
Fort eilte sie mit Hohn gelächter. Wehe mir,
Dreß, Geliebter, sterbend hast du mich vertilgt,
Denn ewig scheidend, raubtest meiner Seele du
795. Den letzten Strahl der Hoffnung, der mir annoch blieb,
Als Rächer einst des Vaters kämest lebend du,
Und auch für mich. Ich Arme, wo wend' ich mich hin?
Da du entrisen wurdest, steh' ich einsam da,
Beraubt zugleich des Vaters. Dien' ich wiederum
800. Den Feinden, die am meisten stets ich hassen muß,
Den Mördern meines Vaters? ziemt mir solch ein Dienst?
Nein, wahrlich, nimmermehr will ich die künft'ge Zeit
In ihrem Hause leben; nein, vor diese Thür
Mich hannend, freundlos zehre ich das Leben hin.
805. Und mag darob mich Einer tödten, den's beschwert,
Von Jenen drinn. Willkommen wäre mir der Tod,
Das Dasein Schmerz: zu leben wünsche ich nicht mehr.

Erste Strophe.

Chor.

Wo säumet Zeus' rächender Blic?
Wo der im Licht prangende Gott,

810. Helios, wenn Dies
Schau'nd, ruhig sie feiern?

Elektra.

Weh weh, ach ach!

Chor.

Was weinst du so, Kind?

Elektra.

Weh!

Chor.

815. Nicht frevelnden Sinn's sprich!

Elektra.

Du betrübst

Chor.

Ich?

Elektra.

820. Da Jene schon längst sanken hinab
 Zum Uibes, regst du noch an
 Hoffnung auf sie. Immer noch mehr
 Kränkest du mich, Arme.

Erste Gegenstrophe.

Chor.

Weiß ich doch, daß auch Amphiaros,
 Durch das Geschmeid seiner Vermähl'n
 Sinkend in Grabnacht,
 Legt unter der Erde

Elektra.

825. Ach ach, weh mir!

Chor.

Unsterblich gebietet.

Elektra.

Weh!

Chor.

Weh ihr, der Berruchten.

Elektra.

Und sie fiel?

Chor.

Ja.

Elektra.

830. Wohl, denn es erschien rächend ein Hort
 Ihm in dem Schmerz, aber es bleibt
 Keiner für mich, weil ja entrückt,
 Der mir noch blieb, auch ward.

Zweite Strophe.

Chor.

Vollgehäuft ward dein Unheilsmaaß.

Elektra.

835. Auch ich weiß dies, weiß es zu gut nur,
Denn rings umströmt Monde für Mond' stets
Mich schrecklichsten Leid's Wogengeräusch.

Chor.

Zeuge davon bin ich.

Elektra.

Mögest du darum nun

840. Nicht Trost spenden, weil

Chor.

Wie das?

Elektra.

Nicht Hoffnung mir noch bleibt

Auf des Edelen Schutz,

Den der Erzeuger mir ließ.

Zweite Gegenstrophe.

Chor.

845. Jedem ach! ward der Tod zum Loos.

Elektra.

Auch wol im schnellhufgen Gespann-Lauf,

Gleich ihm, also jammerbedeckt zu

Stürzen in des Geschirr's Riemengeflecht?

Chor.

Nimmer geahntes Leid!

Elektra.

850. Wie denn nicht? da er fremd,
Beraubt meiner Hand

Chor.

Weh uns!

Elektra.

Verscharret wurde und

Der Bestattung entbehrt,

855. So wie der Thränen von uns. (Chrysothemis tritt auf.)

Chrysothemis.

Geliebte Schwester, freudig bin ich hergeeilt,
Und fast vergaß des Anstands ich im raschen Lauf,
Dir Botschaft bringend und Beendigung
Für deine frühern Leiden, die du stets befeuchst.

Elektra.

860. Woher für meiner Schmerzen Maasß wol nähmest du
Die Linderung, da Heilung nirgends ist zu schau'n?

Chrysothemis.

Drest ist angekommen. Wisse dies, von mir
Es hörend, also sicher, wie du hier mich siehst.

Elektra.

O Arme, bist du rasend? treibst du gar noch Scherz
865. Mit deinen eignen Leiden und den meinigen?

Chrysothemis.

Nein, wahrlich, bei dem väterlichen Heerde, nicht
Red' ich zum Scherze, wirklich ist er uns genabt.

Elektra.

Ich Arme, ach! Und welches Mannes Rede denn
Bernahmst du, der so übermäßig du vertraust?

Chrysothemis.

870. Nur mir vertrau' ich, keinem Andern; weil ich sah
Die deutlichsten Beweise, glaub' ich den Bericht.

Elektra.

Was ist es für ein Zeichen, Aermste, und worauf
Denn schau'nd, von unstillbarer Glut erwärmest du?

Chrysothemis.

Nun, bei den Göttern, höre mich, damit du dann
875. Besonnen oder wahnbethört mich nennen kannst.

Elektra.

So sprich's nur aus, ergöset die Erzählung dich.

Chrysothemis.

Nun wohl, so sag' ich Alles dir, was ich gesehn.
Als eben ich zur alten Gruft des Vaters kam,
Erblick' ich von des Hügels Höhe frischen Strom
880. Der Milch und rings bekränget in dem Kreis umher

Des Vaters Grab mit allerreichstem Blumenschmuck.
Bei diesem Anblick faßt mich Staunen, und ich schau'
Umher, ob sich der Sterblichen mir einer naht.
Doch als ich Alles stille an der Stätte fand,

885. Schritt ich gemach dem Grabe näher, und am Rand
Des Mals erblickt' ich frisch geschnitt'nes Haargelock.
Ich Arme, als ich schaute, dünkte es sogleich
Wie längst bekannt dem Herzen: von dem theuersten
Der Menschen, von Drestes schien's ein Zeichen mir.

890. Und mit den Händen fassend, hemm' ich zwar den Schrei,
Doch füllt mit Freudenthränen sich mein Aug' sofort;
Und Ueberzeugung hege ich jetzt wie zuvor,
Von Keinem komme dieser Schmuck, denn nur von ihm.
Denn Wem gebührte Solches wol, als dir und mir?

895. Und doch nicht selber that ich's, dieses weiß ich wohl,
Und du auch nicht, denn wie? da zu den Göttern selbst
Nicht straflos dir vergönnt wird, aus dem Haus zu gehn;
Und auch das Herz der Mutter liebet wahrlich nicht
Dergleichen Thun, auch thäte sie's nicht unbemerkt;

900. Vielmehr ist es die Ehrengabe von Drest.
Wohlan, o Theure, fasse Muth, denn nicht verfolgt
Die Sterblichen derselbe Dämon immerdar:
Der unsre war gehässig bis hierher; vielleicht
Beginnt am heutigen Tage uns ein schön'res Loos.

Elektra.

905. Weh ob dem Irrwahn, wie beklag' ich dich schon längst!

Chrysothemis.

Doch wie? Was ich berichte, freuet es dich nicht?

Elektra.

Nicht weißt du, wo du bist, noch wohin dein Wahn dich führt.

Chrysothemis.

Was ich so deutlich selber sah, das wüßt' ich nicht?

Elektra.

Er ist todt, o Arme, und das Heil, das du von ihm
910. Erwartest, ist entschwunden: schau' auf ihn nicht mehr.

Chrysothemis.

O weh mir Armen, doch von Wem vernahmst du dies?

Elektra.

Von Einem, der ihm nahe stand, als er erlag.

Chrysothemis.

Und wo ist der? Verwundern muß ich mich fürwahr.

Elektra.

Im Haus, gar lieb der Mutter, ein willkommner Gast.

Chrysothemis.

915. Ich Arme, ach, doch von Wem der Menschen war denn wol
Die reiche Todtenspende auf des Vaters Grab?

Elektra.

Für Dreß, den uns entrissenen, den' ich zumeist,
Hat solch Erinnerungszeichen Einer dort gezollt.

Chrysothemis.

920. O jammervolles Schicksal! Freudig eilt' ich her,
Die Kunde dir zu bringen, und ich wußte nicht,
In welche Trau'r wir sanken; denn, da ich nun kam,
Sah ich die früh'ren Leiden und noch andre vor.

Elektra.

So ist es auch in Wahrheit; doch wenn du gehorchst,
Dann lösest du des gegenwärtigen Druckes Last.

Chrysothemis.

925. Weß' ich wol je die Todten aus dem Grabe auf?

Elektra.

Nicht Dies hab' ich gesagt: so thbricht bin ich nicht.

Chrysothemis.

Doch Was, das ich dir leisten kann, verlangest du?

Elektra.

Der That dich zu erkühnen, die mein Rath erfann.

Chrysothemis.

Wenn sie uns Heil gewähret, weig're ich sie nicht.

Elektra.

930. Bedenke, nie gellinget mühlos dir ein Werk.

Chrysothemis.

Ich weiß, und was die Kräfte gönnen, leist' ich dir.

Elektra.

- Vernimm denn igt, wie ich es zu vollziehn beschloß.
 Daß Hülfе uns von Freunden nicht mehr kommen kann,
 Erkennest du wol selber, weil der Hades sie
 935. Entrissen hat; so blieben wir verwaist zurück.
 Ich nun, so lang' ich hörte, daß mein Bruder lebe',
 In frischer Jugendblüthe prangend, hoffte stets,
 Daß er als Rächer komme für des Vaters Mord.
 Doch da er nicht mehr lebet, schaue ich nunmehr
 940. Auf dich, daß ihn, der jenen Mord vollbracht, Megisth,
 Mit mir, der Schwester, du vertilgst unweigerlich.
 Denn Nichts mehr dir zu bergen, ziemet mir fortan.
 Wie bliebest du noch säumig? welchen Hoffnungsstrahl
 Erschauest du? da einzig dir zu klagen bleibt,
 945. Daß dir des Vaters reiches Gut entrisen ward,
 Du innig dich betrüben mußt, daß du, so lang'
 Beraubt des Brautgesanges, deinem Alter nahest.
 Und daß du je in Zukunft Dies erlangen wirst,
 Das hoffe nicht, denn nimmer ist Megisth ein Mann,
 950. So rathenblöset, daß er dein und mein Geschlecht
 Aufsprossen sich zur sichern Strafe lassen wird.
 Doch wenn du Folge leistest meinem bessern Rath,
 Erwirbst du dir der frommen Liebe Preis zuerst
 Beim hingeschiednen Vater und dem Bruder, und
 955. Sodann, wie du geboren wardst, die Freie nennst
 Du dich in Zukunft; deiner werth erlangest du
 Den Gatten einst, denn auf die Würdige schaut der Mann.
 Und siehst du nicht, wie laute Ruhmestpende du
 Für dich und mich erwerben wirst, wenn du gehorchst?
 960. Denn Wer, sei es ein Bürger oder Fremder, hält
 Bei unserm Anblick würdig uns nicht solchen Lob's?
 „O werthe Freunde, schauet dieses Schwesternpaar,
 Die ihren Feinden, welche Glücksgunst einst erhöht,
 Das eigne Leben wagend, Tod bereiteten;
 965. Die Beiden muß man lieben, die zu ehren ziemt:
 Es sollen in der volkerfüllten Stadt beim Fest

Sie Alle preisen wegen der Mannhaftigkeit.“
 So spricht fürwahr der Menschen jeder über uns,
 Und nie erleicht im Leben, noch im Tod, der Ruhm.

970. Drum höre mich, Geliebte, steh' dem Vater bei,
 Dem Bruder hilf, erlöse aus den Nöthen mich,
 Erlöse dich auch selber, wohl erkennend, daß
 Mit Schmach das Leben tragen, Edlen Schande bringt.

Chor.

- In solchen Nöthen schafft weise Vorsicht nur
 975. Dem Hörer und dem Bedenden erwünschten Schutz.

Chrysothemis.

Bevor sie noch gesprochen, Theure, hätte sie, —
 Erfreute sie gerader Einsicht sich, — bewahrt
 Bedachtsamkeit des Geistes, die sie nicht bewahrt.
 Denn worauf bauend magst du wohl, zu solcher That

980. So kühn dich selber rüstend, fordern meinen Dienst?
 Siehst du denn nicht: ein Weib bist du und nicht ein Mann,
 Und stehst an Nacht bei Weitem deinen Feinden nach;
 Indes sich ihnen täglich mehrt des Glückes Gunst,
 Zerfliebt das unsre allgemach, und schwindet ganz.

985. Wer nun, der auszutügeln wünschte jenen Mann,
 Entränne sonder Ungemach wol der Gefahr?
 Sieh' zu, daß wir in unsern Nöthen nicht noch mehr
 Des Leids erwerben, wenn die Rede Einer hört;
 Denn nimmer schafft es Nutzen und gewährt kein Heil,

990. Wenn Ruhm empfahn'd, unrühmlich uns der Tod ereilt.
 Auch ist zu sterben nicht das Schlimmste, doch wenn man
 Zu sterben wünschend, dieses selber nicht erlangt.
 Drum bitt' ich dich, eh' selber wir so jammervoll
 Hinfinken und verwaistet wird der ganze Stamm,

995. Bezähme deinen Zorn; ich will, was du gesagt,
 Als ungesagt und unberührt bewahren gern.
 Und du entschließ' dich endlich nach so langer Zeit,
 Dhnmächtig selbst, zu weichen vor der Herrschermacht.

Chor.

- Gehorche! Größrer Vortheil wurde Keinem je
 1000. Zu Theil, als Vorsicht bringt und weisheitsvoller Rath.

Elektra.

Für mich nicht unerwartet sprichst du so; recht gut
Wußt' ich, daß du verwerfen würdest meinen Plan.
Wohlan, so muß ich selbst mit eigener Hand allein
Das Werk vollbringen, denn nicht laß' ich's ungeschehn.

Chrysothemis.

Weh!

1005. Du zeigtest du von solcher Sinnesart dich, als
Der Vater starb, du hättest Alles wohl vollbracht.

Elektra.

Von Art war ich dieselbe, schwächer an Verstand.

Chrysothemis.

Bewahre sorgsam den Verstand durch's Leben dir.

Elektra.

Um nicht mit mir zu handeln, mahnest du mich so.

Chrysothemis.

1010. Weil, Wer es wagt, nothwendig auch zu Grunde geht.

Elektra.

Lob' ich die Klugheit schon, haß' ich die Feigheit doch.

Chrysothemis.

Ich höre noch, daß du mir Beifall zollst dereinst.

Elektra.

Das würde dir wol nimmermehr von mir zu Theil.

Chrysothemis.

Das bringt die ferne Zukunft zur Entscheidung erst.

Elektra.

1015. So geh'. Von dir entspringet doch kein Heil für uns.

Chrysothemis.

Entsprossen ist's, doch fehlet dir Empfänglichkeit.

Elektra.

Tritt hin zu deiner Mutter, thu' ihr Alles kund.

Chrysothemis.

Mit so ergrimmtem Hasse haßt' ich nimmer dich.

Elektra.

Jedoch bedenk', zu welcher Schmach du mich verführst.

Chrysothemis.

1020. Zur Schmach wol nicht, zu weisem Vorbedacht vielmehr.

Elektra.

Was dir gerecht erscheinet, ziemt zu thuen mir?

Chrysothemis.

Wenn du einst denkst, wie's ziemet, bist du Führerin.

Elektra.

Nur schimpflich ist ein treffend Wort bei arger That.

Chrysothemis.

Du sagest treffend, welches Leid dich selber drückt.

Elektra.

1025. Doch wie? Was ich dir sagte, dünket dich nicht recht?

Chrysothemis.

Doch trifft sich's auch, daß Nachtheil mit sich führt das Recht.

Elektra.

Nach den Gesegen leben möcht' ich nimmermehr.

Chrysothemis.

Doch handelst du nach ihnen, lobst du mich dereinst.

Elektra.

Und handeln werd' ich, — nicht von dir zurück geschreckt.

Chrysothemis.

1030. Und das in Wahrheit? überleg' es noch einmal.

Elektra.

Nicht gibt es doch Verhafteres, als schlechten Rath.

Chrysothemis.

Nicht zu verstehen scheinst du, was ich gesagt.

Elektra.

Vorlängst war es beschlossen, nicht von Neulich erst.

Chrysothemis.

So gehe ich; denn meine Worte wirst du nie

1035. Zu billigen dich entschließen, noch ich deine Art.

Elektra.

So gehe nur. Gemeinschaft pfleg' ich nie mit dir,

Begehrtest du es selber noch so sehr, dieweil

Dem Richtigen nachzujagen, große Thorheit ist.

Chrysothemis.

Wohlan, wofern du selber dir so weise scheinst,
 1040. So hege nur die Weisheit, denn wenn du bereits
 In Nöthen dich befindest, lobst du meinen Rath.

(Ab.)

Chor.

Erste Strophe.

Warum — im Luftkreise die Vögel sinnvoll lieblich
 Doch erblickend, die besorgt näh=
 rende Kost den Eltern zutra=
 1045. gen, von denen ihnen Heil sproß=
 te — verrichten wir nicht das Gleiche?
 Doch fürwahr, bei dem Wlig des Zeus
 Und dir, himmlischer Hort, Themis,
 Nicht lang' bleiben sie straflos!
 1050. D du der Menschen erddurchdringen=
 des Gerücht, verkünde Wehruf
 Den Utriden in die Grabnacht,
 Von unseliger Schmach ertönend:

Erste Gegenstrophe.

„Daß ihnen längst wankt des Palastes frühere Höheit,
 1055. Und der Kinder Doppeltwietracht
 Nicht versöhnend mehr sich ausgleich=
 et in trauter Schwestereintracht.“
 Denn verrathen, beklagt Elektra
 Einsam ihren Erzeuger, — so
 1060. Töbt schmerzvoll Philomelens Lied; —
 Schwankend in dem Gewoge,
 Zagt sie nicht bei des Todes Schreckbild,
 Ist bereit zu fliehn das Dasein,
 Wenn den Doppelkeind sie fortrafft:
 1065. Wo entsproßte wol so viel Hochsinn?!

Zweite Strophe.

Wer von Edlen entstammt,
 Schändet niemals seinen Nachruhm, — trifft ihn Leid, —
 Ehreberaubt, o Kind.

So hast du auch thränenreich diese Pein erwählt,
 1070. Bekämpfend jenen Frevel, daß du dir erwerbest Doppelpreis:
 Den Ruhm der Weisheit und Rindestreue.

Zweite Segenstrophe.

Glorreich lebe hinfort,

Stürzend machtvoll deinen Feind, der dich bedrängt;

Weil ich dich fand wandelnd

1075. Zwar jetzt auf schmerzreichem Pfad: doch was Gehres auffspieß
 Jemals von Himmelsfügung, treu bewahrest du das Höchste, durch
 Den frommen Sinn, der dem Zeus entstammt.

(Drestes und Phylades treten auf,
 Einer aus dem Gefolge trägt eine Urne.)

Drestes.

Ihr Frauen, sagt, vernahmen wahre Kunde wir
 Und gehen wir den rechten Weg zu unfrem Ziel?

Chor.

1080. Wonach denn fragend und Was begehrend, naheßt du?

Drestes.

Aegisthos, wo er wohnet, frag' ich lange schon?

Chor.

Du gehest recht, und der dich wies, ist tadellos.

Drestes.

Und Wer von euch sagt Denen im Palast wol an,
 Daß wir erwünscht gemeinsam hier erschienen sind?

Chor.

1085. Sie hier, wenn ja die Nächste es verkünden soll.

Drestes.

Wohl an, o Jungfrau, gehe und berichte, daß
 Aus dem Phokerlande Männer fragen nach Aegisth.

Elektra.

D weh mir Armen, doch wol nicht von dem Gerücht,
 Das wir gehöret, bringend deutlichen Beweis?

Drestes.

1090. Nicht kenn' ich deine Sage, mich schickt Strophios,
 Der Alte, daß ich Botschaft bringe von Drest.

Elektra.

Wie lautet sie, o Fremdling, mich befallt die Furcht.

Drestes.

Von seinem Leichnam diesen g'ringen Ueberrest
Im engen Aschenkrug bringen, siehst du uns.

Elektra.

1095. Weh mir, so schaue wahrhaft ich, Unselige,
Unzweifelhaft mit eignen Augen sein Gebein?!

Drestes.

Wenn du Drestes Unfall irgend wie beweinst,
So wisse: dies Gefäß verbirget seinen Leib.

Elektra.

D Fremdling, bei den Göttern bitt' ich, in die Hand
1100. Gib mir die Grabesurne, wenn sie ihn umschließt,
Damit ich denn mich selber und mein ganz Geschlecht
Beweine und beklage bei dem Aschenkrug.

Drestes.

So bringt sie her und gebt sie ihr, wer sie auch sei,
Denn nicht aus böser Meinung bittet sie darum;

1105. Sie ist der Freunde eine, oder ihm verwandt.

Elektra.

O theures Angedenken vom Geliebtesten,
Das Einzige, was von Drestes Dasein blieb; wie fern
Der Hoffnung, mit der ich dich entließ, empfang' ich dich!
Denn jetzt zu Staub zerstoßen faßt dich meine Hand,

1110. Doch blühend aus dem Hause hab' ich dich entsandt.

D wär' ich ausgeschieden aus dem Leben eh'r,
Bevor in fremde Lande ich dich schickte, mit
Der Hand dich bergend, schüzend vor dem Morde: dann
An jenem Unheilstage fallend, hättest du

1115. Vom väterlichen Grab erlanget gleichen Theil.

Jetzt bist du weit vom Haus im fremden Land, verbannt,
Unselig hingestorben, von der Schwester fern;
Und nicht mit meinen Händen hab' ich Arme dich
Im Bad geschmückt, noch aus des Feuers hoher Glut

1120. Entrafft die unglückselige Bürde, wie sich ziemt.

- Vielmehr von einer fremden Hand bestattet, kommt
 Du, Armer, als ein Häuflein Staub im kleinen Krug.
 Weh mir, so ist die frühere Jugendpfleg' umsonst,
 Die ich so lange Jahre, nur um dich besorgt,
 1125. Mit süßer Müß' dir widmete; denn nie warst du
 Der eignen Mutter theurer als mir, noch auch
 Hat dein gepflegt ein Andern in dem Haus als ich;
 Drum ward ich „traute Schwester“ stets von dir genannt.
 Doch jetzt an einem Tage ist dies Alles hin,
 1130. Zugleich mit dir begraben, denn wie ein Orkan
 Forttraffend Alles, schiedest du: der Vater starb,
 Auch ich hin hin, du selber wardst vom Tod entrückt,
 Hohnlachen unsre Feinde, und vor Freude rast
 Die liebeleere Mutter. Oftmals hast du mir
 1135. Geheime Botschaft hergesendet, daß du selbst
 Herkämeß, sie zu strafen, doch ein Dämon hat,
 Dir feindlich und auch mir, vernichtet alles Dies,
 Der so dich wieder sendet, statt des Jünglingsbilds,
 Des theursten, nichts als Asche nur und nicht'gen Staub.
 1140. Ach, ach,
 Wehe des Schmerzbilds,
 Weh, weh!
 O jammerbehäuft,
 Ach, ach,
 1145. Wardst du entsandt, Geliebter, hast mich hingetilgt,
 Vertilget hast du mich, o theures Bruderhaupt.
 So nimm mich auf in dieses Aschenhaus zu dir,
 Vernichtet zum Vernichteten, daß ich mit dir
 Dann unten wohne, denn auch als du oben warst,
 1150. Theilt' ich mit dir dasselbe Loos, und nun will ich
 Im Tode noch nicht weichen von dem theuren Grab:
 Denn nur die Todten schaue ich von Schmerz befreit.
 Chor.
 Bedenk', Elektra, sterblich war dein Vater ja
 Und sterblich Drest; drum traure nicht so ohne Maas:
 1155. Uns Allen ward zu dulden solch Geschick verhängt.

Drestes.

Weh weh, was sag' Bestürzter ich, wie wend' ich doch
Die Rede, denn nicht mehr gebier' ich meinem Schmerz.

Elektra.

Doch welche Trauer fasset dich, was meintest du?

Drestes.

Und ist denn dies Elektra's herrliche Gestalt?

Elektra.

1160. Sie ist es selbst, doch elend anzuschauen ist.

Drestes.

So weh mir dann ob solchem schmerzlichen Geschick.

Elektra.

Doch warum, Fremdling, seufzest du so über mich?

Drestes.

O Schmach, wie ward so ruchlos doch dein Leib entstellt.

Elektra.

Um mich und keine Andre klagest du, o Freund.

Drestes.

1165. Weh um dein gattenlos und unheilvoll Geschick.

Elektra.

Was blickst du doch, o Fremdling, mich so stöhnend an?

Drestes.

Wie wenige meiner Leiden kannte ich bisher.

Elektra.

In welchem meiner Worte hast du dies erkannt?

Drestes.

Weil ich mit Schmerz vor Andern dich belastet seh'.

Elektra.

1170. Und dennoch siehst du wenige meiner Leiden nur.

Drestes.

Wie könnt' ich Unglückseligeres als dieses seh'n?

Elektra.

Weil ich zusammen leben mit den Mördern muß.

Drestes.

Doch wessen? welches Schreckniß deutest du mir an?

Elektra.

Des Vaters. Dann bin dienstbar ihnen ich durch Zwang.

Drestes.

1175. Und wer der Menschen zwinget dich durch die Gewalt?

Elektra.

Sie nennt sich Mutter, Müttern ist sie wenig gleich.

Drestes.

Wodurch? mit Fäusten frevelnd oder Nahrungsnoth.

Elektra.

Mit Fäusten und mit Nahrungsnoth und jedem Gräu'l.

Drestes.

Und Keiner ist, der's wehrte, der dir Schutz verlieh?

Elektra.

1180. Niemand. Vom Einzigen brachtest du die Asche her.

Drestes.

O Arme, welch' Bedauern weckt dein Anblick mir!

Elektra.

So bedaurest du von allen Menschen mich allein.

Drestes.

Denn ich allein kam einzig nur aus Schmerz um dich.

Elektra.

Erschien in dir ein blutsverwandter Freund von uns?

Drestes.

1185. Gern sagt' ich's an, sind diese hier dir wohlgesinnt.

Elektra.

Sie sind mir wohlgesinnt; vor Treuen redest du.

Drestes.

So stelle hin die Urne, daß du Alles lern'st.

Elektra.

Nicht so, o Freund, bei den Göttern, thu' mir dies nicht an.

Drestes.

Gehorchend meinen Worten, fehlst du nimmerdar.

Elektra.

1190. Nimm nicht, bei deinem Sinne, das Geliebteste.

Drestes.

Nicht laß' ich's dir.

Elektra.

O weh mir Armen, dann um dich,
Drestes, werd' ich deines Aschenkrugs beraubt!

Drestes.

Sprich bess're Worte, denn nicht klagest du mit Recht.

Elektra.

Ich klagte bei des Bruders Tode nicht mit Recht?

Drestes.

1195. Ein solches Wort zu reden, ziemt sich nicht für dich.

Elektra.

Bin jenes Hingeshiednen denn so unwerth ich?

Drestes.

Niemandes unwerth zwar, doch Dies ist nicht für dich.

Elektra.

Nicht, wenn Drestes Staub ich fasse mit der Hand?

Drestes.

O nicht Drestes, dich täuschte nur ein trügend Wort.

Elektra.

1200. Wo ist denn sonst des unglücksel'gen Jünglings Grab?

Drestes.

In keinem Orte, denn Wer lebet, hat kein Grab.

Elektra.

Wie sprachst du, Kind, so eben?

Drestes.

Wahr ist, was ich sprach.

Elektra.

So lebet er?

Drestes.

Wenn Leben in mir selber ist.

Elektra.

Bist du denn Jener?

Drestes.

Schau' des Vaters Siegelring,

1205. Und prüfe, ob ich Wahres dir verkündigte.

Elektra.

O mir willkommenes Licht!

Drestes.

Willkommen sag' auch ich.

Elektra.

Welch Wort? du kamst?

Drestes.

Nicht fremder Botschaft harre mehr.

Elektra.

Hier fass' ich deine Hand?

Drestes.

Für immer bin ich dein.

Elektra.

O theure Frauen, Bürgerinnen, hierher schau't,
1210. Seht hier Drestes selber, todt gesagt durch List,
Und der mir durch die gleiche List gerettet ward.

Chor.

Wir sehen es, o Kind, und ob der Schicksalsgunst
Rollt freudig mir die Thräne von dem Aug' herab.

Strophe.

Elektra.

O Bruderhaupt,

1215. Du des geliebten Manns mir hochtheurer Sohn,
Du kamst endlich doch,
Du fandest, kamest, sahest, die dein Herz begehrt.

Drestes.

Gekommen sind wir, aber halte es geheim.

Elektra.

Und warum?

Drestes.

1220. Mehr nützt zu schweigen, damit nicht Einer drin es hört.

Elektra.

Doch fürwahr, bei der hehren Jungfrau Artemis,
Nicht mag fürder ich in Angst leben noch
Vor jenes Weibes stets schwer
Auf mir lastender Gewalt.

Drestes.

1225. Doch hüte dich, da Kampfeswuth in Weibern auch
Auflobert; wohl erfuhrest du's durch dein Geschick.

Elektra.

Weh, ach, weh ob dem Schmerz!

Du weckst wieder auf,

Den Schleir' lüstend, das

1230. Herzensleid, das doch wie

Lösbar ist, noch

Erloscht im Gemüth:

So schwer traf es uns.

Drestes.

Wohl weiß ich Dies, und wenn der rechte Augenblick

1235. Uns naht, dann ziemt der Thaten eingedenk zu sein.

Sie Gegenstrophe.

Elektra.

Nein, stets soll mir

Bergönnt bleiben, stets, Dies laut auszurufen,

Nach eidheil'gem Recht:

Nur kaum ward meiner Zunge Freiheit ja gewährt.

Drestes.

1240. Ich stimme bei, drum bewahre diese Freiheit dir.

Elektra.

Und womit?

Drestes.

Nicht jetzt zur Unzeit spinn' ich die Rede aus.

Elektra.

Doch weil du mir erschienen bist, thät' ich wol recht,

Das Wort einzuhehmen schweigsamem Munds?

1245. Da ich so unvermuthet

Dich sah, hoffnungsleer jüngst.

Drestes.

Du sahest mich, da Götter mich hierher gesandt.

Elektra.

Noch größres Heil hast du

1250.

Mir jetzt angefangt:

Ein Gott sandte dich

Selbst hierher zum Palast.

D'rum auch klar
 Erkenn' ich darin
 Nur Schicksalsfügungen.
 1255. Drestes.

Hemm' ich schon ungern deinen Jubelruf, dennoch
 Ergreift mich Furcht, die Freude führe dich zu weit.

Schlusssatz.

Elektra.

Ach, da nach langer Zeit dieses Weges du,
 Auf freud'ger Heimkehr, werth mich hieltst zu kommen;
 1260. Wolle nicht, mich also leidvoll schau'n.

Drestes.

Was sollte ich nicht thun?

Elektra.

Mich nicht verhindern,
 Die Wonne deines Anblicks zu gesehn.

Drestes.

Müß' ich's von Andern sehen, zürnt' ich selber wol.

Elektra.

Du stimmst bei?

Drestes.

1265. Wie denn nicht?

Elektra.

O Freundinnen, ich hörte sie,
 Des Bruders Stimme, unverhofft.

Mich füllte Schmerz, da lautlos ich
 Und erloschen, ich Arme, sie geglaubt.

1270. Doch jetzt hab' ich dich, du kamest
 Mit dem theuren Antlitz, dessen
 Selbst in Nöthen

Eingedenk ich stets blieb'.

Drestes.

Der Worte überflutend Bogen hemme nun,
 1275. Und lehr' mich nicht, wie bösgesinnt die Mutter sei,
 Noch wie im Haus den väterlichen Schatz Aegisth
 Ausschöpft, vergeudet schwelgerisch, und ganz verstreut:

- Leicht raubt den glünstigen Augenblick die Rede dir.
 Wohl aber, was mir gegenwärtig einzig nützt,
 1280. Sag' an, wo wir, verborgen oder öffentlich,
 Der Feinde Hohn ist raschen Trittes zügelnd,
 Doch so, daß dich die Mutter nicht durchschau'n kann,
 Strahlt freudig dir das Antlitz, wenn in's Haus wir geh'n.
 Vielmehr ob jenem Unheil, dem erfonnenen,
 1285. Erseufze; dann, wenn glücklich wir das Werk vollbracht,
 Sei Freude uns vergönnt und Freiheitsjubelruf.

Elektra.

- So wie, o Bruder, selber dir genehm es ist,
 So sei's für mich nicht minder, da von dir allein
 Die Wonne ich empfangen und nicht selbst erwarb.
 1290. Und müßt' ich irgend Kränkung dir bereiten drum,
 Verschmähen würd' ich großen Lohn: nicht so geziemt,
 Des gegenwärtigen Glückes Gunst zu fördern mir.
 Wie drin es steht, erfuhrest du; wie nicht? da du
 Vernahmest, daß Megisthos nicht im Hause weilt,
 1295. Doch ist daheim die Mutter. Aber fürchte nicht,
 Daß sie mein Haupt von frohem Lächeln heiter seh',
 Denn eingepflanzt im Innern bleibt der alte Groll;
 Und seit ich dich gesehen, läßt die Freude nicht
 Mich hemmen meiner Thränen Strom; wie könnt' ich auch,
 1300. Da ich zugleich desselben Weges todt dich sah,
 Und wieder lebend? Ueber Hoffnung-war dein Thun.
 Drum kehrte selbst der Vater mir zurück zum Licht:
 Nicht staunend ob dem Wunder, glaubt' ich ihn zu seh'n.
 Da du jedoch auf solchem Pfad zu uns gelangt,
 1305. So leite nach Gefallen mich; allein härt' ich
 Doch Beides nicht zugleich verfehlt: Befreiung schuf
 Ich mir mit Ehren, oder starb den Ehrentod.

Chor.

Ich mahne dich zu schweigen, denn am Thor vernahm
 Ich Einen aus dem Palast kommen.

Elektra.

Geht hinein,

4 *

1310. Bringt ihr doch eine Gabe, die wol Keiner je
Zurück aus seinem Hause weist, noch gern empfängt!
(Der Erzieher kommt.)

Der Erzieher.

O wie bethört, der Klugheit ganz beraubt, seid ihr!
Tragt ihr denn keine Sorge für eu'r Leben mehr,
Oder ist der angestammte Geist nicht mehr in euch?

1315. Daß ihr so gar nicht merken könnet, wie ihr jetzt
Nicht bloß ganz nah, nein, mitten in Gefahren schwebt.
Wenn ich an des Palastes Thor nicht lange schon
Für euch hier wachte, wahrlich, der Entwurf zur That
Gelangte in das Haus noch früher als ihr selbst.

1320. Bis jetzt hab' ich den Vorbedacht für euch gebraucht,
Doch nunmehr brecht die lang gedehnte Rede ab,
Und hemmend euren unstillbaren Freudenruf,
Geht nun hinein, denn längre Zög'ung bringet Leid
In solcher Lage: schnell zu enden mahnt die Zeit.

Drestes.

1325. Wie finde ich beim Eintritt dort der Dinge Stand?

Der Erzieher.

Nach Wunsch, denn auch nicht Einer ist, der dich hier kennt.

Drestes.

Es scheint, du habest meinen Tod dort hinterbracht.

Der Erzieher.

Bernimm, daß du dem Hades angehörst für sie.

Drestes.

- Und freuen sie darüber sich? was sagen sie?

Der Erzieher.

1330. Wär's abgethan, so sagte ich's; wie jetzt es steht,
Ist günstig drinnen Alles, auch Ungünstiges.

Elektra.

O bei den Göttern, Bruder, sprich, wer ist der Mann?

Drestes.

Erräthst du nicht?

Elektra.

Bergebens forsch' im Geiste ich.

Drestes.

Und weißt du nicht, in wessen Hand du einst mich gabst?

Elektra.

1335. Wen meinst du?

Drestes.

Durch dessen Hand auf deinen Rath
Ich nach dem Phokerlande hin gerettet ward.

Elektra.

Der ist's, den damals ich, von Vielen ihn allein,
So treu befunden habe bei des Vaters Mord?

Drestes.

Er ist es selber, forsche bei mir ferner nicht.

Elektra.

1340. O Tag des Heils, o einziger Retter in dem Haus
Agamemmons, wie kamst du hierher, bist du es selbst,
Der ihn und mich aus vielen Nöthen rettete?

O ihr verehrten Hände, und wie treu erwies
Sich auch für uns der Füße Dienst! wie konntest du,

1345. So lange schon hier weilend, dich mir bergen? wohl
Hat mich dein Wort bei schönster That doch tief betrübt.
Ich grüße dich als Vater, denn den Vater glaub'
In dir ich ja zu sehen; wiss', an einem Tag
Erregtest du am meisten mich zu Haß und Günst.

Der Erzieher.

1350. Doch laß nun ab. Für den Bericht der Zwischenzeit
Rollt hin im Jahre mancher Tag und manche Nacht,
Wo dir, Elektra, davon sichere Kunde wird.

Doch jezo, da ihr säumend stehet, sag' ich euch:
Nun ist zu handeln Zeit. Klytämnestra ist allein

1355. Und im Palast der Männer keiner; zögert ihr,
So wisset, daß mit ihnen und noch Klügeren
In großer Zahl zu kämpfen ihr gezwungen seid.

Drestes.

Dann wäre keine weitere Rede mehr uns Noth
Für unser Werk, Pylades; drum laß in Eile uns

1360. Hinein ißt gehn, die Götterbilder grüßend erst,
Die väterlichen, welche hier am Eingang stehn.
(Er gibt sich mit Pylades und dem Erzieher hinein.)

Elektra.

- Apollon, Herrscher, höre gnädig an ihr Flehn
Und mich zugleich mit ihnen, da ich oftmals dir,
Wie ich's vermocht', mit emsigen Händen opferte.
1365. Und jetzt Lykeischer Herrscher, was allein ich kann,
Erflehe, wünsche, bitte ich, sei gnädig uns,
Ein helfender Vollstrecker der beschloss'nen That,
Und zeige, welche Buße für Ruchlosigkeit
Den Sterblichen verhänget hat der Götter Rath!
(Sie geht in den Palast.)

Chor.

Strophe.

1370. Schaut, dort schreitet ein,
Zum Kampf rüstend sich, Ares voll Blutgier!
Denn zu des Hauses Pforten eingegangen sind
Der bösen Vergehungen Verfolgerinnen, sie,
Die Strafgöttinnen, ach!
1375. Unstät drum schwankt nicht lange mehr
Die Grauenahnung, welche meinem Geist entstieg.

Gegentrophe.

- Denn geführt zum Palast
Ward heimlichen Schritts nun der Hort des Erschlagenen,
Zu des Vaters reichbegabtem altem Herrscherfing,
1380. Und in den Händen zuckt ein scharfschneidend Schwert.
Maja's Sohn, Hermes,
Führt ihn in dunkler Heimlichkeit,
Den Trug verbergend, zu dem Ziel, und zögert nicht.

Elektra

(aus dem Palast zurückkehrend).

- D ihr geliebten Frauen, es vollbringen schon
1385. Jezo ihr Werk die Männer, harret schweigend aus.

Chor.

Doch was, sag' an, beginnen sie?

Elektra.

Die Mutter schmückt

Zum Grabesopfer ein Gefäß; sie stehen nah'.

Chor.

Du selber aber, warum eilst du her?

Elektra.

Vernimm's,

Daß unbemerkt Aegisthos nicht in's Haus gelang'.

Klytämnestra

(im Palast).

1390.

Ach, ach, o weh, das Haus,

Von Freunden leer, von Mördern ist es angefüllt.

Elektra.

Wehruf erhebet drinnen Einer, hört ihr nicht?

Chor.

Erste Strophe.

Wehruf vernahm grausend ich,

Weh, mich fast Entsetzen.

Klytämnestra.

1395. Ach, weh mir Armen, wo verweilst du, Aegisth?

Elektra.

Horch auf, schon wieder ruft es.

Klytämnestra.

Ach, mein Kind, mein Kind,

Hab' Mitleid mit der Mutter!

Elektra.

Doch von dir ward ihm

Kein Mitleid, noch dem Vater, der ihn zeugte.

Chor.

Zweite Strophe.

Wehe der Stadt und auch wehe diesem Hause,

1400. Heute ereilt euch der Grauenschiedsalspruch.

Klytämnestra.

Weh ob dem Schlag!

Elektra.

Noch einmal triff, vermagst du es.

Klytämnestra.

Von Neuem ach!

Elektra.

O tröste er zugleich Aegisth!

Chor.

Dritte Strophe.

Es trifft der Fluch, lebend sind, die das Grab jüngst verhüllt,
Denn allbereits entschürften reichsten Strom des Mörderblutes
1405. Vorlängst Todtgeglaubte.

(Drestes und Pylades kommen.)

Elektra.

Hier nahen Jene. Blutig triefet ihre Hand
Vom Opfer, Ares dargebracht. Doch sprich, Drest,
Wie liehest du der Dinge Stand?

Drestes.

In dem Palast
Steht Alles gut, wenn wirklich gut Apollon rieth.
1410. Todt ist die Unglückselige; fürchte denn nicht mehr,
Daß dich der Mutter Uebermuth g'ringsschätze je.

Chor.

Erste Gegenstrophe.

Nun haltet ein, denn ich schau!
Nahen sich Aegisthos.

Elektra.

Ihr Lieben, schleunig tretet hier zurück.

Drestes.

Erblickt

1415. Ihr ihn zu uns gewendet?

Elektra.

Dort erscheint er, froh;
Er kommet aus der Vorstadt

.

Chor.

Zweite Gegenstrophe.

Tretet da hinter des Hauses Pforte eilends;
Da ihr so glücklich begonnen, führt's zum Ziel.

Droste.

1420. Nur Muth, nach Wunsch vollenden wir's.

Elektra.

So eile denn.

Droste.

Ich habe meinen Ort.

Elektra.

Für's Andre' Sorge ich.

Chor.

Dritte Gegenbespöhe.

Ein gütig Wort raunet ihm in das Ohr, nützlich scheint's
Bei diesem Manne mir fürwahr, damit er heimlich stürze
In der Strafe Fallstrich.

(Aegisthos tritt auf.)

Aegisthos.

1425. Wer weiß von euch, wo die Fremden jetzt aus Pholis sind,
Die uns berichten sollen, es verlör Drost
Sein Leben, hingeschmettert bei dem Wagensturz?
Dich hier, dich frag' ich wahrlich, dich, die vormals ja
So zuversichtlich war. Ich denke, du zumeist

1430. Nimmst Theil daran, und weißt es zu verkündigen.

Elektra.

Ich weiß es; warum bliebe mir denn unbekannt
Das Loos, das meiner Lieben Theuersten betraf?

Aegisthos.

Nun denn, so gib Belehrung, wo die Fremden sind.

Elektra.

Im Hause; eine traute Wirthinn trafen sie.

Aegisthos.

1435. Und daß er starb: so lautet wahrhaft ihr Bericht?

Elektra.

O nein: sie brachten ihn und nicht die Kunde bloß.

Aegisthos.

So ist er hier zu offenkundigem Erweis?

Elektra.

So ist's fürwahr, ein Anblick, nimmermehr erwünscht.

Registhos.

Du stimmest mich zur Freude, was du mir gethan.

Elektra.

1440. So freue dich, wenn freudenreich es für dich ist.

Registhos.

Stillschweigen heiß' ich. Thuet jetzt die Pforten auf,

Daß alle Ankender und Argei'r es schau'n,

Damit, wenn Einer leere Hoffnung barg zuvor,

Woll Zuversicht auf diesen Mann, er, todt ihn seh'nd,

1445. Unnehme meinen Bügel, und gewaltsam nicht,

In mir den Mächer findend, schwelle seinen Sinn.

Elektra.

Was mir obliegt, erfülle ich, denn mit der Zeit

Hab' ich gelernt, gehorsam sein den Mächtigen.

(Die Leiche der Klytämnestra wird gebracht.)

Registhos.

O Zeus, was ich erschäue, kam nicht ohne Zorn

1450. Der Götter, doch ist dieses Frevel, sag' ich's nicht.

Nehmt weg denn jede Hülle vor den Augen, daß

Auch meine Klagen strömen dem verwandten Blut.

Drestes.

Nimm selber auf die Decke; dir geziemt, nicht mir

Zu schauen Dies und anzureden wohl gesinnt.

Registhos.

1455. Du rathest wohl; gehorchen werd' ich, aber du

Ruf her mir Klytämnestra, weilt sie im Palast.

Drestes.

Sie ist dir nah', nicht suche sie wo anders noch.

Registhos

(die Decke von der Leiche nehmend).

Weh mir, was seh' ich!

Drestes.

Was erschreckt, was ängstigt dich?

Registhos.

In welcher Männer Neg ward ich so tief verstrickt,

1460. Ich Unglückseliger!

Drestes.

Und merktest du nicht längst,
Daß der noch lebt, zu dem du sprichst, als wär' er todt?

Aegisthos.

Weh mir, das Wort verstehe ich; nicht möglich ist,
Daß Dieser nicht Drestes sei, der zu mir spricht.

Drestes.

Du hast bei solcher Seherkunst zu lang' geirrt.

Aegisthos.

1465. Verloren bin ich Armer, doch vergönne mir,
Ein Wort dir anzufagen.

Elektra.

Nicht vergönn' ihm mehr,
Bei den Göttern, Bruder, läng'rer Rede Aufenthalt.
Wer schuldbeladen unter Menschen ward zum Tod
Verdammt, was brächte Bög'ung dem noch für Gewinn?

1470. Vielmehr sogleich töde' ihn, und ist er todt, dann wirf
Ihn hin der Leichenwache, die für ihn gehört,
Fern von dem Anblick unsrer Augen, denn nur so
Vermag er zu entschünnen meiner Leiden Raas.

Drestes.

Begib dich in den Palast alsobald, denn nicht
1475. Bloß eiteln Wortkampf gilt es hier, — dein Leben selbst.

Aegisthos.

Was treibst du in den Palast mich? willst du die That,
Wozu die Heimlichkeit? Gleich hier leg' Hand an mich.

Drestes.

Nicht wolle noch gebieten, geh! Wo du erschlugst
Den Vater, an demselben Orte stirbst du auch.

Aegisthos.

1480. So ist denn unvermeidlich, dieses Dach zu schau'n,
Der Pelopiden Unheilstätte immerdar.

Drestes.

Die deine sicher; dieses weis sagt dir mein Mund.

Aegisthos.

Nicht rühmst du dich vom Vater her der Seherkunst.

Drestes.

Zuviel der Segenrede; idgre länger nicht,
1485. Hinem!

Registhos.

So geh' voran.

Drestes.

Nein, du gehst hier zuerst.

Registhos.

Damit ich nicht entflieh?

Drestes.

Daß nicht nach eigner Wahl

Du sterbest: diese Bitterkeit spar' ich dir auf.

Wohl ziemt' es sich, daß solche Strafe wär' bereit

Für Jeden, der gefeglos je zu handeln wagt,

1490. Der Tod; des Frevelhaften gäh' es dann nicht viel.

Chor.

O Atreus' Geschlecht, du gelangtest denn doch

Nach mancherlei Leid zu der Freiheit, mit Müß'

Durch das jezige Wagniß errungen.

Anmerkungen.

Die Schilderung, welche der Erzieher in den ersten Versen von der Gegend gibt, soll natürlich dazu dienen, den Zuschauer mit dem Schauplatz im Allgemeinen bekannt zu machen; doch deshalb ist hier an keine topographische Genauigkeit, sondern gerade nur an Das zu denken, was die Decoration des Theaters nach dem Bedürfnis des Stückes darstellte. In der Wirklichkeit lagen die genannten Orte weit aus einander; es war aber des lebendigeren Eindruckes wegen zweckmäßig, sie dem Auge in einem Gesammtbilde zu vergegenwärtigen. Uebrigens verstehen wir unter Argos hier die ganze Provinz, in welcher die Stadt desselben Namens und Mykenä lagen. Wichtig nämlich meint Hermann, daß zuerst das Gebiet, in welchem die Sprechenden sich befinden, im Allgemeinen genannt, und dann erst einige besonders bedeutsame Orte in demselben hervor gehoben werden. Wir lesen aber nicht mit Hermann: τὸ γὰρ παλαιὸν Ἄργος, sondern folgen der, von Brunck aus einer Pariser Handschrift gezogenen, Lesart: τὸδὲ γὰρ π., indem uns das Bedenken wegen des, unter mehrere Worte vertheilten, Anapäst⁸ im ersten Fuße, wenn wirklich die Regel keine Ausnahme erleiden sollte, unerheblich scheint gegen die durch das Demonstrativum gewonnene Klarheit des Sinnes, welche hier, wo es darauf ankommt, den Zuschauer zu orientiren, von Sophokles besonders beabsichtigt werden mußte. — Bekannt ist übrigens, daß Io, die Tochter des Inachus, von der eifersüchtigen Hera durch Raserei gestraft wurde; eben so, daß Hera in Argos vorzugsweise verehrt wurde.

B. 19. beziehen wir das μέλαινα auf ἄστρον, denn wenn auch nicht bezweifelt werden kann, daß ἄστρον εὐφρόνη so viel sei als εὐφρόνη ἀστερόεσσα, so ist doch eine dunkle Sternnacht weit weniger passend als eine von Sternen unerhellte Nacht. B. 21. ist ohne Zweifel ἐναπίτεον λόγους besser als ἐναπτέον, indem der Imperativ zu der auffordernden Rede sich weit mehr eignet, besonders nachdem die allgemeincere Bemerkung, es sei jetzt Zeit zu berathen, schon im Vorhergehenden (τί γρη δρᾶν βουλευτέον) ausgesprochen worden, und dadurch die Wiederholung des Adjectivum verbale in demselben Sinne matt erscheint. Der erhobne Einwurf, daß doch Pylades keinen

Theil an der Unterredung nehme, thut nichts zur Sache, da der Erzähler, indem er ihn ausdrücklich mit Nennung seiner Namens (V. 16.) zur Berathung mit auffordert, auch voraussetzt, er werde seine Ansicht mittheilen. Mangelhaft bleibt es freilich, daß der Dichter den Pylades nur als stumme Person einführt, was sowohl im ersten Auftritt als besonders nachher (V. 1359.), wo Orest ihn zur Vollziehung der That auffordert, mit in den Palaß zu gehen, sehr auffällt; obgleich auch anerkannt werden muß, daß in jeder ersten Stelle durch den Inhalt von Orestes Rede eine berathende Erwiederung des Pylades überflüssig gemacht wird. V. 36. meinen wir allerdings mit Hermann, daß *αὐτὸν ἴψουμ*, i. e. *non per alios* bezeichne; daraus scheint sich uns aber noch nicht der Zusatz zu rechtfertigen, *non significat solum*, denn Wer selber, ohne Hülfe Anderer, eine That vollzieht, der vollbringt sie eben allein, wie wir auch übersezt haben.

In der Beschwörungsformel der Elektra V. 111. ff. wird Hermes angerufen, insofern er dem Todtenreiche mit vorsteht: mit der Berührung seines Stabes versenkt er die Sterblichen in den ewigen Schlaf, und erweckt sie auch wieder zu einem neuen Dasein; unter seiner Leitung gelangen sie in die Unterwelt. Die Ara ist das personifizierte Gebet, wodurch die Bitten der Sterblichen zu den Ohren der Götter gelangen, um entweder Heil für sich und die Freunde oder Verderben für die Feinde zu ersehen. Uebrigens herrschte der Glaube, daß diese Bitten, wenn sie gerecht waren, auch Erhörung fanden.

V. 140. Der einfache Gedanke ist: „Warum ergibst du dich verzweifelnden Klagen, da in denselben doch keine Erlösung von deinen Leiden liegt“, wie ich es in wörtlicher Uebereinstimmung mit dem Texte ausgedrückt habe. Ich bemerke Dies deshalb, weil eine ältere berühmte Uebersetzung entweder aus Versehen oder wegen metrischer Schwierigkeit von der Construction und den Worten der Urschrift abgewichen ist.

V. 144. Eine Anspielung auf den vielfach bearbeiteten Mythos von der Philomele, der Gemahlin des Tereus. Sie schlachtete in der Aufwallung des Zornes über ihren Gemahl, der ihre Schwester Prokne entehrt und verstümmelt hatte, ihren Sohn Itys, und setzte ihn dem Tereus zu essen vor, zeigte ihm aber noch während des Mahles den Kopf des Kindes. Fliehend vor der Rache, wurde sie in eine Nachtigall verwandelt, und klagt nun über den Verlust ihres Sohnes. Warum Philomele die Botinn des Zeus heiße, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben, aber vermuthen, daß sie als Verkündigerinn des Frühlings so

genannt wird, indem ja Blitz und Donner, Wolken und Regen, überhaupt also die Veränderung der Witterung und der Jahreszeit vom Zeus, der lebendigen Naturkraft — denn dies bedeutet schon sein Name, *Ζηρ* — ausgeht.

B. 150. Der Trost des Chors beginnt von Neuem und zwar mit einem Gemeinplatz, der bei den Tragikern oft wiederkehrt, und von welchem Cicero sagt: „Ist jener Trostsprach schon nicht sehr gründlich, so wird er doch angewendet, und bewährt sich in vielen Fällen,“ trifft dich doch nicht allein dies Schicksal; dann weist er auf die Standhaftigkeit der Schwestern hin und auf den Bruder, den man glücklich preisen müsse, daß er sich der Blüthe der Jünglingsjahre freuen könne, fern vom dem Anblick der Gräuel seines Hauses, in welches er jedoch einst als Rächer und Befreier unter Zeus Leitung zurückkehren werde. Die Erwiderung der Elektra ist, bei ihrer Gemüthsaufregung, nicht ohne Bitterkeit, indem sie es dem Orest vorwirft, daß er der Beweise ihrer Liebe uneingedenk sei. Sophokles nämlich selber läßt die Elektra weiter hin B. 1132. ff. erzählen, daß sie den Bruder als Kind sorgfältig gepflegt und erzogen, und keinem Andern in dem Hause diese süße Mühe gegönnt habe. Nicht minder vergesse er, welche betrübende Kunde er von ihrem Zustande erhalten; an Vorsprechungen, daß er kommen werde, lasse er es nicht fehlen, aber sie hätten sich alle bisher als täuschend erwiesen.

B. 174. Krissa in Pholis, wo Orest sich aufhielt; er werde kommen und Agamemnon selber, der jetzt in der Unterwelt als Gott gebietet: Derselbe Gedanke findet sich auch in Euripides Elektra und zwar noch viel deutlicher ausgesprochen. Indem sich nämlich Orest aufschickt, den Aegisth zu tödten, ruft er zum Vater:

Und du, o Vater, der im Grab ermordet wohnt,
 O schütze, schütze deine theuren Kinder hier;
 Erschein' und bring verbündet alle Todten mit,
 Die mit dir einst das Phrygerland im Kampf besiegte,
 Und Andre, denen Frevelmord zum Abscheu ist!

Eurip. Electr. 677. ff. Dind.

B. 186. Die Worte des Textes sind zu allgemein, um unmittelbar den bestimmten Sinn finden zu lassen, weshalb die Ausleger Mancherlei vermuthet haben, doch mit wenig glücklichem Erfolge. Selbst der verdienstvolle Brunck ist vielfach hier und im Folgenden fehl gegangen, weshalb Hermann mit Recht davor warnt, ihm unbedingt zu folgen. Aber auch Hermanns Erklärung, obgleich sehr lichtvoll, befriedigt uns

nur zum Theil. Er meint nämlich, das ehebrecherische Leben der Königin mit dem Megisth habe dem Volke einerseits ein Uergerniß gegeben, und dann auch aufmerksam gemacht auf das Schicksal, welches von diesem Frevelpaar dem Agamemnon bei seiner Rückkehr bevorstehe. Es haben also die Mykenäer in treuer Anhänglichkeit für ihren Fürsten ihre Klagen erhoben, als er kam, und dieselben verdoppelt, als der Mord vollbracht war. Wir unsers Ortes können, nach den Worten des Textes und dem nothwendigen Ibergange, nur die Hälfte davon für richtig gelten lassen. Nämlich *οἰκτῶν μὲν νόστοις ἀνδᾶ* nehmen auch wir für die schmerzlichen Klagen des Volkes bei der Rückkehr Agamemnons, aber die darauf folgenden Worte *οἰκτῶν δ' ἐν κοίταις παροΐαις* können wir nicht mit S. übersetzen, *lamentabilia etiam quae dicta sunt* — nämlich a populo — *ubi thalamum est ingressus*, so daß dies die Klagen des Volkes ob dem Morde bedeutete; vielmehr glauben wir durchaus diese Worte auf den Agamemnon selber beziehen zu müssen, so: „es ward gehört bei der Rückkehr eine schmerzliche Stimme (des Volkes), eine schmerzliche auch (des Agamemnon) auf dem väterlichen Lager“, wo er sein Leben ausstübte. Und hierzu passen denn auch die unmittelbar folgenden Worte, „als das eiserne Beil gegen ihn geschwungen wurde“. Dieser Todesschrei ist offenbar gemeint.

V. 235. Elektra will sagen, daß nicht ihre eigne unglückliche Lage solchen Unmuth in ihr erzeuge, und die Rachegebanken für den Vater wach halte; vielmehr würde sie auch in bessern Verhältnissen niemals den Seelenschmerz stillen können. Am meisten Schwierigkeiten macht hierbei der metaphorische Ausdruck, die Flügel des Grams, welche ehrevergessen genannt werden. Hermann meint, es bedeute den Lauf des Grams, ohne Zweifel, doch erklärt dies den Sprachgebrauch nicht. Indem ich eine Parallelstelle suche, finde ich bei Pindar *πτερά νικᾶν* Flügel der Siege. Nämlich Pyth. IX. 130. ed. Boeckh, heißt es: *πολλὰ δὲ πρόθεον πτερά δέξατο νικᾶν* „auch empfing er früher viele Flügel der Siege“, und die Ausleger nehmen *πτερά νικᾶν* für *victorias celebres* „herrliche ungewöhnliche Siege“. Sollte nun nicht *πτερυγες γόνων* ungewöhnliche Trauer sein können? In der That wird gern Alles, wovon die Seele mächtig bewegt werden kann, geflügelt genannt. So heißen selbst die Siegeskränze schlechthin Flügel. Denn nicht anders möchten wir die Stelle bei Pindar verstehen, wo der Dichter der Jانا aufträgt, in die Behausung der Persephone hinabzusteigen, um dem abgeschiednen Geist des Kleodamos die herrliche Botschaft zu verkündigen, daß sein Sohn in den Thalgründen des ruhmreichen Pisa das jugend:

liche Haupthaar mit (κεδίων ἀβλῶν κερπίοι) herrlichen Siegespreises Kranze geschmückt hat. Olymp. XIV. 21. Boeckh. Das obige Beiwort ehrevergeffen deutet darauf, daß der Gram ein ehrevergeffener wäre, wenn er sich hemmen ließe. Solche hypothetisch gesehete Beiwörter sind im Griechischen und Lateinischen häufig.

B. 331. Die Worte scheinen zunächst einen Widerspruch zu enthalten, erklären sich aber zur Genüge aus dem, hinlänglich vom Dichter angedeuteten, Charakter der Chrysothemis. Offenbar hat diese viel Aehnlichkeit mit der Ismene, wie Elektra mit der Antigone. Elektra, voll des Entschlusses, ihren Vater zu rächen, beabsichtigt, die Schwester zur Theilnehmerinn der That zu machen, was sich noch deutlicher im weiteren Verlaufe der Tragödie kund gibt. Nämlich, als in ihrem Beisein vom Erzieher der vorgebliche Tod des Orestes in einer ausführlichen Darstellung aller begleitenden Nebenumstände an die Königin berichtet worden, und diese ihre Freude, endlich von ihrer Befürchtung, es wachse ihr im eignen Sohne ein Rächer auf, befreit zu sein, nicht zurück hält, und mit dem Ueberbringer der frohen Botschaft in den Palaß geht, um ihn nach Verdienst zu bewirthen und zu belohnen, fühlt sie sich von so unmütterlichem Benehmen ganz empört, und ermannt sich zur endlichen Ausführung des lang gehegten Racheplans. Da kommt Chrysothemis zurück von des Vaters Grab, wo sie die frischen Spuren des von Orest dargebrachten Todtenopfers fand, woraus sie auf die Ankunft des Bruders schloß. Freudig theilt sie die Nachricht, sie für unbezweifelt haltend, mit und hört nun zu ihrer Bestärzung die Todesnachricht. Elektra stellt ihr vor, daß mit dem Leben des Bruders alle Hoffnung auf Erlösung entschwunden sei; es bleibe keine Wahl, sie müßten selbst Hand an das Werk legen. Chrysothemis weigert sich. Nicht fehlt es ihr an Liebe zum Vater, noch an Gefühl des Unrechts, davon sie im elterlichen Hause Zeuge ist, aber sie hat eben so sehr das Bewußtsein ihrer Ohnmacht, gegenüber der Herrschermacht. Sie ist weiblich schüchtern, ja furchtsam, und will nicht, bei der offenbaren Unmöglichkeit, Etwas auszurichten, sich der Erduldung eines noch härteren Schicksals aussetzen. Sie ist überzeugt, daß Wer gegen den Megisth einen Mordplan unternehme, sich nur sein eignes Verderben bereite:

Wer nun, der auszutiligen wünschte jenen Mann,

Entränne sonder Ungemach wol der Gefahr? B. 985. f.

Ferner müssen wir uns erinnern, daß Elektra selber sagt, sie werde wegen ihrer feindlichen Gesinnung gegen die Mutter feindlich behandelt und geradezu wie eine Sklavinn gehalten, der man anständige Kleidung und selbst hinreichende Nahrung entziehe. Chrysothemis sagt also, sie

erweise sich folgsam den Machthabern, um wenigstens nicht auf eine sklavische Weise leben zu müssen, sondern sich die, einer frei Gebornen angemessene, Behandlung zu sichern. Alle Aeußerungen der Chrysothemis sind bei ihrer einfachen Sinnigkeit wahre Perlen einer ungeschmückten ächten Sprache des klaren Verstandes.

B. 355. ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοῦμὲ μὴ λυπεῖν μόνον βόσκημα. Diese Worte haben die seltsamsten Auslegungen gefunden. Ganz unstatthaft ist die von Keisig, welcher die Elektra sagen läßt, sie sei schon zufrieden, wenn sie nur an Speise und Trank keinen Mangel leide; offenbar ist er durch das βόσκημα getäuscht worden, welches er im eigentlichen Verstande nahm, während es offenbar bildlich ist. Eleganter liest Brund s. γ. ε. τοῦμὲ νῦν λ. μ. β. ihr einziger Genuß sei, Jene (Klytämnestra und Aegisth) zu kränken. Indes hat sie Dies schon in derselben Rede kurz vorher gesagt: λυπῶ δὲ τούτους, es wäre also eine unnütze Tautologie. Der alte Scholiast hat das allein Richtige gesehen, wenn er erklärt, „mich selber nicht zu kränken, indem ich mich zur Nachgiebigkeit gegen meine Feinde erniedrige, das sei mein Genuß“, sicherlich sowohl den Worten als dem Charakter der Elektra allein angemessen. B. 436. ff. Der Gemordete ward nach barbarischer Sitte verstümmelt, und dann an ihm das Mordwerkzeug abgewischt, gleichsam als reinigte sich der Mörder dadurch von der Blutschuld.

Der Chorgesang von B. 464. an bezieht sich zunächst auf den Traum der Klytämnestra, Agamemnon sei von den Todten erstanden, und habe, in seinen Palast zurückgekehrt, am Herd den Herrscherstab in das Estrich eingepflanzt, der, von Neuem ergrünend und Zweige treibend, das Land der Mykenäer weithin beschattete. Diese Erscheinung deutet der Chor, nach Elektra's Vorgang, auf die, von den Himmlischen herbei zu führende Rache, denn diese zögert wol, aber sie naht doch endlich auf Dike's Geheiß. Sehr schön wird der Art selbst, als dem an sich schuldlosen Mordwerkzeuge, Erinnerung der Frevelthat beigelegt, welche sie gleichsam wider Willen zu vollziehen gezwungen worden sei. Die Bemerkung Musgraves, daß der Schluß nicht zum Vorangegangenen passe, hat in so fern etwas für sich, als wirklich der Zusammenhang nicht angedeutet, vielmehr der Uebergang ziemlich schroff gehalten ist. Die Idee des Chors ist aber, daß die zu erwartende sühnende Gerechtigkeit ihre Vollziehung nicht erhalten könne, ohne daß neue Mordthaten in diesem, schon von lange her blutbefleckten, Hause der Pelopiden geschehen; und Dies führt ihn dann wiederum zur Erinnerung an den Ursprung der Gräuel, welche mit des Pelops listigem Wagenrennen um den Besitz der Hippodamia und der Ertränkung des Myrtilos beginnen.

Uebrigens ist der Mythos von Pelops durch mehrfache Behandlung der alten Dichter sehr weit ausgesponnen, und mit seltsamen Fabeln vermischet worden, wohin auch gehört, daß seine Schulter von der Demeter verzehret worden sei, als er von seinem Vater Tantalos den Göttern, um ihre Allwissenheit zu erproben, gekocht vorgesetzt worden sei. Doch schon Pindar fand Dies unglaublich, indem er mit vieler Naivetät ausruft: „ihm sei unmöglich, einen der seligen Götter fraßgierig zu nennen; er stehe davon ab.“ Die Sage erzählt, Pelops habe sich um die Hippodamia, die Tochter des Königs Demomauß, beworben. Da aber Demomauß seine Tochter nur Demjenigen geben wollte, der ihn im Wagenrennen überwände, den Besiegten dagegen tödtete, so war diese Brautwerbung sehr gefährvoll. Gleichwohl schreckte Pelops davor nicht zurück. „Denn, heißt es sehr schön bei Pindar, nur der kraftentblühte Mann mag der großen Gefahr ausweichen; wem doch nun einmal zu sterben, die Nothwendigkeit verhängt hat, warum sollte der wol, im Dunkeln verborgen dasigend, ein ruhmlöses Alter fruchtlos hinschleppen, untheilhaftig alles Dessen, was schön ist? Ich wenigstens habe mir diesen Wettkampf fest vorgenommen, gib du nur, o Poseidon, erwünschte Vollenbung.“ Olymp. 1. 80—85. Um jedoch seines Erfolges sicher zu sein, bewog Pelops des Demomauß Wagenlenker, Myrtilos, die Räder am Kennwagen seines Gebieters nur schwach zu befestigen. So triumphirte Pelops. Als aber Myrtilos den ausbedungenen Lohn, das halbe Reich nämlich oder einen Antheil am Besitze der Hippodamia, von ihm verlangte, wurde er in's Meer gestürzt. Durch diesen zweifachen Frevel reizte Pelops die Rache der Götter und brachte das namenlose Unheil über sein Haus.

Hermann theilt diesen Schlußgesang in Strophe und Antistrophe, und will die Verse ischiorrogisch messen. Wir können dieser Ansicht nicht beistimmen, und folgen der auch von Wunder angenommenen Messung, wonach die Verse Antispasten sind, mit einem vorausgehenden Jambus, der die Vertauschung mit dem Spondeus, Tribrachys und Daktylus zuläßt. Die Unbestimmtheit einer solchen Basis hat nichts Auffallendes. Geht doch Hermann so weit, zu behaupten, daß die Sylben der Basis gar keinen Rhythmus haben, weil die völlige Unbestimmtheit ihres Maasses allen Rhythmus aufhebe. Sonach messen wir:

Denn seit, in's Meer stürzend,
Myrtilos ertränkt wurde u. s. w.

Klytämnestra tritt aus dem Palaste, um an dem Altare verfühnende Gebete an die Gottheit zu richten. Sie trifft Elektra bei den befreundeten

ten Frauen und vermuthet, daß sie, die Königin, der Gegenstand verunglimpfenden Gespräches gewesen sei. Die nun folgenden Wechselreden zwischen Mutter und Tochter sind von hoher Bedeutsamkeit für die Entwicklung des Drama's, indem sie uns eine tiefere Einsicht in die Beweggründe gewähren, von welchen Beide sich in ihrer Handlungsweise bestimmen lassen, und ein klares Licht über ihren beiderseitigen Charakter verbreiten. Klytämnestra, von bösem Leumund gedrückt, fühlt das Bedürfniß, sich vor Elektra, noch mehr aber vor den anwesenden Frauen, zu rechtfertigen und sie thut es, ungeachtet der nachher folgenden Widerlegung von Seiten der Elektra, nicht ganz ohne Erfolg. Uns scheint unzweifelhaft, daß des Dichters Absicht gewesen sei, von der schuld beladnen Klytämnestra einen Theil der sie völlig bloßgebenden Vorwürfe abzuwälzen; nicht um sie als fleckenlos darzustellen, sondern um der Gerechtigkeit auch gegen die Verbrecherin nicht uneingedenk zu sein. Wir sind daher — aus bald anzuführenden Gründen — weit entfernt, ihre Worte für eine erheuchelte Vertheidigungsrede zu halten, an deren Wahrheit sie selber nicht glaube. Was nämlich Klytämnestra vorzugsweise geltend macht und als Rechtfertigung ihres Gattenmordes anführt, ist die, zunächst allerdings sich als solche kundgebende, Lieblosigkeit des Agamemnon bei der Opferung seines eignen Kindes. Wurde ein Menschenopfer verlangt, um die Windstille in Aulis zu heben und den Helenen Abfahrt zu verschaffen, so mußte Menelaos dasselbe an einem seiner Kinder vollziehen, weil für ihn und seine Helena der Zug unternommen wurde. — Hier müssen wir nun annehmen, daß entweder (wie der Dichter sich den Rhythus gestaltet) Artemis nicht ausdrücklich und namentlich ein Kind des Agamemnon zur Entschädigung verlangt habe, oder daß Klytämnestra den darauf hindeutenden Ausspruch des Kalchas für unberechtigt, für eine falsche Auslegung hielt. Im entgegengesetzten Falle wäre ihre Vertheidigung sinnlos, da sie sofort von Elektra widerlegt zu werden fürchten mußte. Nun erzählt ihr zwar Elektra zur Widerlegung, auf welche Weise Agamemnon sich den Zorn der Artemis zugezogen, nämlich indem er ein ihr geheiligtes Wild erlegte und sich dessen noch übermüthig rühmte; allein unmöglich konnte Dies der Klytämnestra unbekannt sein; sie mochte also, trotz diesem Vorgange, dennoch zweifeln — und ein solcher Zweifel muß einer Mutter vergönnt sein — daß die Sühnung nicht anders als durch den Tod ihres Kindes erlangt werden konnte. Und in der That liegt in den Worten der Elektra: „Artemis hielt die Achäer zurück, damit der Vater zum Ersatz für das Wild seine eigne Tochter opfre“, nicht der unzweideutige Wille der Göttin ausgesprochen, ohne eine zu blutige Auslegung des Sehers

zugulassen. Es fragt sich nur, ob Klytämnestra noch durch sonstige Aeußerungen deutlich verräth, daß sie wahrhaft mütterlicher Gefühle fähig sei, daß sie Liebe genug zu ihren Kindern besitze, um durch den Verlust von einem derselben tief erschüttert zu werden. Findet sich Dies bestätigt, dann können wir ihr auch Glauben schenken, wenn sie die Opferung ihrer Tochter für einen Beweggrund zum Morde des Opferers anföhrt. Hören wir nun, welchen Eindruck die Nachricht auf sie macht, daß Orest, zwar ihr Sohn, aber zugleich ihr ärgster Feind, gestorben sei, er, vor dem sie in solcher Furcht lebte, daß sie weder am Tage noch bei Nacht Ruhe finden konnte, weil er

schwere Rache drohete,

So daß der Schlaf am Tage nicht, noch auch bei Nacht,

Mich deckt mit sanftem Fittig; immer trieb die Zeit

In trægern Gang durch Todesahnung mich umher.

Gleichwohl ruft sie bei der Nachricht von dem Tode desselben aus:

O Zeus, ach, welche Kunde! nenn' ich sie beglückt?

Gewinnreich wohl, doch peinlich auch, denn furchtbar ist's,

Errette ich mein Dasein nur mit eigenem Schmerz.

Der Erzieher.

Doch welchen Unmuth, Herrinn, schaffst dir mein Bericht?

Klytämnestra.

Gar liebe reich schlägt der Mutter Herz, denn selbst gekränkt,

Bermag sie nicht zu hassen, Den sie einst gebar.

Niemand wird läugnen, daß eine Mutter von solcher Gesinnung für ein, ihr mit Liebe anhängendes, Kind voll inniger Zärtlichkeit sein könne. Offenbar also wollte der Dichter durch diesen Zug das allzu Gehässige in dem Charakter der Klytämnestra mildern, um solchermaßen der Natur getreu zu bleiben und einer desto tieferen Wirkung auf die Zuschauer sicher zu sein.

B. 664. Die Worte $\sigma\upsilon \mu\epsilon\upsilon \tau\acute{\alpha} \sigma\alpha\upsilon\tau\eta\varsigma \pi\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma$ können allerdings, wie die Ausleger sie nehmen, heißen: „du, kümme dich um dich“, oder, wie Solger übersezt: „du, bleibe nur für dich“. Allein abgesehen davon, daß diese Wendung etwas zu prosaisch ist, erscheint sie auch für die Situation ganz unangemessen. Bei einer für das Herrscherhaus unmitttelbar weniger wichtigen Nachricht konnte Elektra wol mit solchen Worten zur Ruhe verwiesen werden; daß sich aber die Schwester nicht drum kümmern soll, wenn der Tod des Bruders, auf den sie alle Hoffnung sezt, gemeldet wird, kann ihr selbst von einer Klytämnestra nicht zugemuthet werden. Ich halte mich an die Worte des Textes und vergleiche damit die ganz ähnliche Wendung bei Homer *Odys.* I. 356,

wo Telemach die Penelope tadelt, daß sie dem Sänger iber den für sie betrübenden Inhalt seines Gesanges ungerechte Vorwürfe macht; er heißt sie etwas unsanft gehen, und lieber die Geschäfte des Hauswesens besorgen:

Auf, zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte.

Die Worte, deren er sich dabei bedient: τα σαρτῆς ἔργα κόμυς, sind identisch mit den Worten des Sophokles an unserer Stelle: τα σαρτῆς (sc. ἔργα) πραος, und heißen offenbar auch hier, „du gehe igt an dein Geschäft.“ Auch ist nichts wahrscheinlicher, als daß Kljtamnestra die Elektra fortschickt, um den Bericht ungestört zu hören; und es kann dabei erinnert werden, daß uns Elektra B. 182. ff. selber gesagt hat, sie verwalte, wie eine Magd, den niedren Dienst im Hause. Freilich kann dagegen eingewendet werden, daß Elektra dem Gebot der Mutter nicht Folge leistet, sondern da bleibt, allein darum war das Gebot nicht minder natürlich, und darauf allein kommt es an. Der Ungehorsam, welcher ibrigens in der Situation selber hinlängliche Entschuldigung findet, kann um so weniger auffallen, da Kljtamnestra, nach ihrer eignen Auerung, kaum erwarten konnte, Elektra werde gehorchen, die gewohnt ist, sich nicht an die Mutter zu kehren, wenn Aegisthos abwesend ist. So drückt sich Kljtamnestra geradezu aus B. 505. f.

B. 666. Die Beschreibung der Wagenrennen, eine der Prunkreden des Stachtes, bietet dem Verständniß mancherlei Schwierigkeiten. Wir haben sie, bei möglichster Treue, klar wiederzugeben versucht, wobei jedoch eine gewisse Bekanntschaft mit der Einrichtung des Hippodromos und den dabei stattfindenden Gesetzen vorausgesetzt wird. Um nicht Bekanntes weitlaufzig zu wiederholen, begnügen wir uns mit einer kurzen Andeutung, deren wir uns um so weniger enthalten können, da wir an mehren Stellen von der Erklärung der Interpreten abzugehen uns genöthigt gesehen haben. Der Hippodromos, wo die Wagenrennen stattfanden, war durch eine Schranke, welche die Bahn in der Mitte durchschnitt, und am äußersten Ende eine Grenzsaule hatte, getheilt. Die Wagenlenker stellten sich in dem Raume rechts an den Schranken, nach dem Loofe, in einer Reihe auf, und begannen auf ein Zeichen mit der Trompete den Lauf, welcher links um die Endsaule herum zwölf Mal vollendet werden mußte. Auf das schnelle Erreichen der Säule und das geschickte Herumlenken um dieselbe kam Alles an; und obgleich der Wagenlenker trachten mußte, den möglich kleinsten Kreis zu gewinnen, indem er die andern Wagen sich rechts lassend, selber links, der Mitte näher zu kommen suchte, so hatte er doch große Behutsamkeit anzuwenden, daß er nicht der Säule allzu nahe kam, um nicht an

den hervor ragenden Schaft derselben zu stoßen, was sowohl an sich, als bei dem Drängen der Andern von hinten und von der Seite gar leicht eine Zertrümmerung, oder, wie der Dichter es nennt, einen Wagenschiffbruch, herbei führen konnte. Noch ist zu beachten, daß beim Umbiegen, da es links herum geschah, auch das linke Ross angezogen wurde, während man dem rechten Luft ließ. (Beiläufig ist zu merken, daß, wenn hier Zwiegespanne vorkommen, dies ein Anachronismus ist, indem in der Heroenzeit die Viergespanne beim Rennen gewöhnlich waren.) Daß dies bei jedem Umlenken stattfindet, ist bekannt. Es erklären sich aber daraus die mißverständnen Worte *):

Und Jener, nah' der letzten Säule, drängte g'rad
Heran des Rades Büchse, und das rechte Ross
Ließ er am schlaffren Seile, hielt das linke fest.

Wie machen darauf aufmerksam, daß wir ἐπ' αὐτὴν ἑσχάτην στήλην erklären „nah' der letzten Säule“, so daß also Drest bei der Fahrt sich innerhalb, nahe der Schranke, zu halten wußte. Ferner, Wer nach einem bestimmten, ziemlich entfernten Ziele hin in der kürzesten Zeit zu Ross oder zu Wagen vor Andern gelangen will, thut wohl daran, bei der Abfahrt nicht zu rasch anzutreiben, sondern die Kräfte der Pferde zu schonen, um dann, dem Grenzpunkt nahe, desto sicherer den Vorsprung zu gewinnen. Auf dieser unbestreitbaren Voraussetzung beruht unsre Erklärung der viel bestrittenen Verse 724. ff., welche nach unserer Ansicht, die wir gleich begründen werden, selbst von Hermann, der sich sonst in den auf das Lenken der Pferde bezüglichen Stellen der Dichter besonders kundig erwiesen hat, unrichtig verstanden worden sind **). Es kommt Alles darauf an, wie man die Worte ὑστέρως δ' ἔχων πώλους und das ἑσχάτος versteht. Hermann sagt: posterior quidem vehebatur Orestes, sed, quum minus validos equos haberet, in fine ponens fiduciam, d. h. „er fuhr hinten (hinter den Andern), aber, da er weniger starke Pferde hatte, auf das Ziel sein Vertrauen richtend.“ Wie nun ein Wagenlenker, der hinter den Anderen zurück geblieben ist, auf den letzten Theil des zu vollendenden Laufes sein Vertrauen richtet, weil er schwache Pferde hat, will uns nicht einleuchten; wie man mit starken Pferden das Versäumte einholen, und den Andern am Ende noch zuvorkommen

*) κείνος δ' ἐπ' αὐτὴν ἑσχάτην στήλην ἔχων
ἔχρυσεν ἀεὶ σύριγγα, δεξιὸν δ' ἀεὶ
σειραῖον ἴκρον, εἰργε τὸν προσκείμενον.

***) ἤλαυνε δ' ἑσχάτος μὲν, ὑστέρως δ' ἔχων
πώλους Ὀρέστης, τῷ τέλει πίστιν φέρων.

kann, verstehen wir schon eher. Uebrigens sind ὕστεροι πῶλοι nicht schwächere Pferde, denn ὕστερος heißt gar nichts anders als vom Orte oder der Zeit: nach, hinter, und nur etwa mit dem Genitiv eines Nomen verbunden, metaphorisch, nachstehend, γυναικός ὕστερος etc. Und, muß man fragen, warum soll denn Drest schwache Pferde haben? Sagt nicht Sophokles selber, Drest habe Thessalische Pferde (689.) gehabt? die Thessalier aber waren die besten Reiter und Wagenlenker, weil sie die besten Pferde hatten. So sagt ja auch Megisthos zum Drestes beim Euripides *), die Thessalier zeichneten sich besonders im Lenken der Pferde aus. Nun läugnen wir nicht, daß es in Thessalien auch schlechte Pferde gegeben habe; nur wäre unbegreiflich, warum Drest, wenn er seines Sieges so sicher als möglich sein wollte, was wol von jedem Preisbewerber anzunehmen ist, gerade die schlechten sollte ausgewählt haben. Ferner ὄχατος, entsprechend dem lateinischen *extremus*, ist ein zweideutiges Wort, wie etwa im Deutschen der äußerste; es kann am Anfang und am Ende, vorn und hinten sein; Hermann nimmt es für hinten. Gerade das Gegentheil von dieser ganzen Annahme scheint uns allein mit den Worten des Dichters und dem hier zu schildernden Verlaufe des Wagenrennens in Uebereinstimmung zu sein. Wir nehmen ὄχατος für den Aeußersten, in so fern es der Erste, der Nächste am Ziele ist; ὕστερας ἔχω πῶλους nehmen wir dem allgemeinen Sprachgebrauch gemäß für, die Pferde zurück halten, hemmen, zügeln. Dies vorausgesetzt, betrachten wir den Stand der Dinge auf der Rennbahn. Die Rosse des Linianers waren wild geworden und durchgegangen, und hatten, indem sie an den Wagen des Barkäers stießen, eine allgemeine Verwirrung und in deren Folge eine schreckliche Wagenzertrümmerung veranlaßt. Der kluge Wagenlenker aus Athen weicht seitwärts, rechts hin, aus, um das Getümmel vorüber zu lassen und nicht mit in den Strudel der Zertrümmerung hinein gezogen zu werden:

es füllte sich die Bahn

Mit Wagentrümmern weithin an in Delphi's Stadt.

Als dies der kundige Wagenlenker von Athen

Ersieht, so läßt, ausweichend, er vorbei jetzt zieh'n

Der Rosse in der Mitte wogenden Tumult.

Es war nun, wie der Dichter sagt, von allen zehn Lenkern keiner mehr für die Fortsetzung der Wettfahrt übrig, als Drest und der Athener.

*) ἐκ τῶν καλῶν κομποῦσι τοῖσι Θεσσαλοῖς
εἶναι τόδ', ὅστις ταῦρον ἀρταμῆ καλῶς,
ἵππους ἐὶ ὄμαζι. Electr. 748. seqq. Both.

Der Athener konnte schon darum nicht ganz nahe dem Ziele sein, weil er ja ausgewichen war und so vielen Raum zwischen sich und den Andern gelassen hatte, daß er aller Gefahr des Tumults entging. Drest aber, von welchem wir schon oben (710. ed. Herm.) sahen, daß er sich so sehr als möglich in der Mitte, nahe der Säule zu halten wußte, hatte mit seinen gewaltigen thessalischen Rossen den Vorsprung gewonnen und das Getümmel, welches für den Athener seitwärts war, hinter sich gelassen; aber gerade, weil er der Vorderste (ἔοχατος) war, hemmte er die Pferde, einerseits, um sie beim gefährlichen Umlenken besser in der Gewalt zu haben, andererseits um sicher zu sein, daß sie des Weges lezten Theil mit ungeschwächten Kräften bis an's Ziel zurücklegen werden.

Zu Aeußerst fuhr Drestes zwar, doch zügel' er

Die Rosse, auf das Endziel richtend sein Vertrauen.

So ist Alles klar, dem Ereigniß gemäß und nach dem Buchstaben des Textes. Einen nähern Beweis, daß ἔοχατος hier den Vordersten bedeutet, gibt auch das darauf bezügliche ἰώαξ. Es heißt nämlich weiter, als der Athener den Drest allein übrig sah, verfolgt er ihn mit schnellen, durch scharfen Zuruf ermunterten, Rossen. Man verfolgt aber nicht den zurück Bleibenden, sondern den voraus Geeilten und spornt auch die Rosse nur heftig bei der Verfolgung an, wenn der zu Verfolgende einen weiten Vorsprung voraus hat. Obgleich Dies, wie uns dünkt, durchaus einleuchtend ist, hat es doch bisher diese natürlichste Auffassung noch nicht gefunden; weshalb wir eben etwas ausführlicher waren.

Noch müssen wir der Beziehung erwähnen, welche der gründlich gelehrte Schöll der Beschreibung dieser Wettfahrt gibt. Er findet es nämlich auffallend und mit den Gesetzen der tragischen Kunst unvereinbar, daß dieser Erzählung eine so ungewöhnliche Ausdehnung vom Dichter gegeben worden, zumal sie nichts als eine, im Drama selber als solche angekündigte, Erdichtung sei und sich auch an die Mutter richte, welcher der schreckliche Tod des Sohnes mit allen einzelnen Nebenumständen vorgeführt werde, wodurch der Eindruck sich bis zur Grausamkeit verstärke. Schöll glaubt nun, daß Sophokles hierbei die besondre Absicht gehabt habe, die Siege des damals volksbeliebten Alkibiades im Wagenrennen zu verherrlichen, zumal gerade der atheniensische Wagenlenker mit solcher Auszeichnung erwähnt werde. Daß sich nun vielfache Anspielungen auf die Zeitereignisse in den Tragödien finden, ist unverkennbar, und auch mit besondrer Kenntniß und Eindringlichkeit von Schöll in seinem Leben des Sophokles nachgewiesen worden. Was nun aber die hier besprochne Beschreibung betrifft, so möchten wir Folgen:

des zu bedenken geben. Erstens gesteht S. selber, daß in der Elektra nicht leicht Beziehungen auf die Zeitgeschichte nachzuweisen seien. Zweitens, wenn einmal eine Wettfahrt erdichtet werden sollte, und es also dem atheniensischen Dichter frei gestellt blieb, unter den Wettkämpfern einen Beliebigen auszuzeichnen, kann es durchaus nicht befremden, daß er seinen Landsleuten die Genugthuung gab, in einem ihrer Mitbürger den Bevorzugten zu finden. Es ist Dies eine atheniensische Urbanität oder, wenn man lieber will, eine sehr erlaubte *captatio benevolentiae*. Drittens ist eine nähere Beziehung auf den Alkibiades nicht heraus zu finden, die Erwähnung des Athenienseers ist ganz allgemein und enthält keinen individuellen Zug. Das Epitheton *δεινός*, kundig, geschickt, welches S. dafür zu halten scheint, kann füglich nicht dafür gelten, um so weniger, da ja Alkibiades nicht selber der Wagenlenker war, sondern die sieben Wagen, welche er nach Olympia sandte, nur in seinem Namen die Wettfahrt machten und den ersten, zweiten und vierten Preis davon trugen. Uebrigens, so ehrenvoll ein solcher Sieg auch war, so geht gleichwohl aus der ganzen Art, wie Alkibiades sich darüber bei Thukidides ausspricht, zur Genüge hervor, daß er nicht sowohl auf den Sieg, den Triumph der Geschicklichkeit, als vielmehr auf die Pracht und den Aufwand Werth legte, welche er dabei zu Ehren Athens entfaltete. In dem er nämlich die Anführung der Flotte, welche auf seinen Betrieb gegen Sicilien gesandt wurde, zu erhalten beabsichtigt, sucht er die auf ihm lastenden mancherlei Vorwürfe, besonders den der Verschwendung, zu entkräften und zwar dadurch, daß er zeigt, er habe seinen Reichtum lediglich zur Beherrschung seiner Vaterstadt verwendet und selbst mit dem, zunächst übermäßig scheinenden, Schaugepränge seinen Mitbürgern wesentlich genügt, in so fern ganz Griechenland eine viel größere Vorstellung von der Macht Athens bekam (*οἱ γὰρ Ἕλληες καὶ ὑπερ δυνάμει μείζω ἡμῶν τῆρ πόλει ἐνομοσάν τῶ ἐμῶ διαπραξαί τῆς Ὀλυμπιαζε θεωρίας*. Thucid. VI. 16.). Auch bezeugt Athenäus, daß Alkibiades bei dieser Gelegenheit ein feierliches Opfer gebracht und ein allgemeines Fest für die ganze zahlreiche Versammlung veranstaltet habe. Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Wettfahrt, welche Sophokles schildert. Viertens: Wenn die Beschreibung wegen ihrer Länge nicht kunstgemäß, und „streng genommen, nicht zu entschuldigen ist“ (S. 254.), so liegt in der zugestandenen Beziehung auf Alkibiades keine Rechtfertigung dieses ästhetischen Fehlers. Das Kunstwerk als solches kann seine gesetzmäßige Dekonomie nicht durch ihm fremde Rücksichten stören, ohne mangelhaft zu werden. Fünftens: Was den Vorwurf der Gefühllosigkeit betrifft, mit welcher das Mutterherz durch behagliches Verweilen

bei den Einzelheiten einer an sich schon schmerzlichen Begebenheit be-
 trifft, so könnte man sagen, daß solche anscheinende Härte dem herois-
 schen Zeitalter nicht unangemessen sei. Zum Beweise diene, daß in der
 Antigone ganz auf ähnliche Weise ein Bote die Nachricht von dem
 Selbstmorde des Hämön der Mutter desselben, Euridike, mit allen be-
 gleitenden Nebenumständen (*κονδὲρ παρῶσα τῆς ἀληθείας ἔπος* „und
 auch nicht ein Wort von der Wahrheit werde ich übergehen“, heißt es)
 in zweiundfunfzig Versen erzählt, und zwar mit einer so grausam
 genauen Ausführlichkeit, daß Euridike, überwältigt von dem Eindruck,
 hingeht und sich den Tod gibt. Ein zweites, noch gewichtigeres Bei-
 spiel liefert uns derselbe Dichter in den Trachinierinnen. Hier erzählt
 Sphlos seiner eignen Mutter mit noch viel größerer Ausführlichkeit in
 vierundsechzig Versen die Todesqualen seines Vaters Herakles,
 welchem seine Gattinn Deianira das mit dem Blute des Centauren
 bestrichne Festgewand schickte, in der wohlgemeinten Absicht, ihren Ge-
 mahl durch dieses Geschenk, der Vorhersagung des Nessus traugend, zur
 vorigen Liebe zurück zu führen, während sie eben dadurch die obsson
 unschuldige Ursache seines gräßlichen Unterganges ward. Ja, der Sohn
 begnügt sich nicht, der Mutter das Entsetzliche entsetzlich zu berichten;
 er fügt noch so grausame Verwünschungen hinzu, daß Deianira in Ver-
 zweiflung mit scharf geschliffnem Schwerte ihr Leben endet. Und als
 ob des Grausenvollen für die Hörer noch nicht genug wäre, kömmt die
 Amme aus dem Palast und erzählt mit möglichster Ausführlichkeit in
 achtundvierzig Versen diesen Selbstmord, wobei selbst die letzten
 Schreckensworte, womit die Unglückliche sich dem Tode geweiht hatte,
 genau wiederholt werden. Verglichen hiermit, ist die Erzählung vom
 Tode des Orest noch äußerst schonend zu nennen, indem der bei Weitem
 größte Theil derselben eine erfreuliche Schilderung der von Orest in
 allen andern Kämpfen davongetragenen Siegspreise und die prunkhafte,
 bis gegen das Ende glückliche, Wettfahrt enthält. Diese epische Breite
 in solchen Berichten ist so wenig eine Verletzung der dramatischen Ge-
 setze zu nennen, daß sie, nach näherer Prüfung, als durchaus von den
 Tragikern beabsichtigt angenommen werden muß. Um noch einen Be-
 weis für unsere Ansicht zu geben, berufen wir uns auf Euripides, in
 dessen Elektra der Tod des Agisthos in ganz ähnlicher Weise, mit allen
 und jeden Nebenumständen erzählt wird. Diese Erzählung umfaßt
 fünfundachtzig Verse, während die Sophokleische vom Tode des Orest
 vierundachtzig hat. — Daß solche Erzählungen für das Theater von
 besonderem Effect seien, scheint anerkannt werden zu müssen, wenn man
 auf den Gebrauch sieht, den neuere Dichter davon gemacht haben. Wir

begnügen uns, darauf aufmerksam zu machen, daß Schiller im Wallenstein etwas Aehnliches bezweckte, indem Thekla den Hauptmann auffordert, ihr umständlich zu erzählen, wie Max Piccolomini gefallen sei. Der Hauptmann gehorcht und gibt ihr in ungefähr sechzig Versen eine Beschreibung von dem Heldentod ihres Geliebten, und dieses Stück Poesie ist gerade nicht das schwächste und unwirksamste in dieser klassischen Tragödie.

Uebrigens konnten die hierher gehörigen Beispiele aus den griechischen Tragödien, selbst bei der verhältnißmäßig geringen Anzahl der letzteren, noch bedeutend vermehrt werden, wenn es erforderlich gewesen wäre. Beiläufig geht nun schon aus den obigen Ausführungen hervor, daß die griechischen Tragiker es ausdrücklich bezweckten, durch heftig erschütternde Eindrücke in Wahrheit Schrecken und Furcht zu erregen und nachhaltigere Wirkungen beim Zuschauer zurückzulassen. Nicht bloß stürzt sich Ajax auf der Bühne in sein eignes Schwert, sondern auch Oedipus erscheint mit blutrünstigem Antlitz, nachdem er sich eben beide Augen gewaltsam ausgerissen; Kreon kehrt nicht bloß mit dem Leichnam seines durch Selbstmord gefallenen Sohnes vom Grabgewölbe der Antigone zurück, sondern, den Jammer zu vermehren, wird noch seine Gattinn Eurypide todt aus dem Palast gebracht. Eben so wird der bloß körperliche Schmerz zur Erregung des Mitgefühls benutzt, wie durch die Qualen und das Klagegeschrei des Philoktet, und auf ähnliche Weise wird in den Erachinierinnen der sterbende Herakles herbei getragen, wie er von dem, mit dem Blute des Centauren bestrichenen, Festgewande zu Tode gemartert wird. Ein frappantes Beispiel gibt auch der Hippolytus des Euripides. Je idealer der Charakter dieses Jünglings gehalten, je unschuldsvoller er ist, desto rührender ist schon an sich das durch Truggewebe über ihn herein brechende Unheil. Aber, als ob der bloße Bericht von der Erfüllung des entsetzlichen Vaterfluches zu schwach wäre, wird zuletzt noch der verstümmelte, nur kaum noch athmende Leib des sterbenden Jünglings herbei getragen, damit die Ohren des, ob seiner fürchterlichen Uebereilung reuevollen, Vaters noch von den letzten Schmerzenslauten und dem Todesröcheln des Sohnes gemartert würden. Man kann hiernach, wenn man will, den Alten den Vorwurf machen, daß sie weniger zarte Nerven gehabt haben, als wir. Es verdient aber untersucht zu werden, ob nicht solche starke Pinselstriche nöthig waren, um in der verhältnißmäßig kurzen Zeit, welche die Aufführung des Stückes füllte, eine so bleibende Wirkung hervor zu bringen; andererseits kann auch gefragt werden, ob nicht jene, zunächst zurückschreckend scheinenden Scenen häufig die Bedingung waren, unter welcher allein gewisse moralische Tendenzen

des Dichters erreicht werden konnten. Vortrefflich ist Dies in Beziehung auf den Hippolytus von A. W. Schlegel nachgewiesen worden in seiner *Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide*, p. 96. seqq. Wir begnügen uns, daraus nur Folgendes anzuführen: „Indem Theseus seinen Sohn immer noch für schuldig hält und in dieser Ueberzeugung selbst durch die Schnelligkeit bestärkt wird, mit welcher Neptun ihn erschört hat — nämlich den Strafbaren auf seiner Flucht durch Neeresungeheuer zu vertilgen — vernimmt er den Bericht von dessen Untergang mit ruhiger Fassung, obwohl das Vaterherz sich allerdings schon bei ihm zu regen anfängt. Er gibt Befehl, daß man den tödtlich verstümmelten Hippolytus vor seine Augen bringe. Jetzt erscheint Diana; sie ruft den Theseus, sie offenbart ihm die Unschuld des Sohnes, seine kindlich fromme Gesinnung und das Truggewebe, welchem er erlegen ist: sie wirft ihm ohne alle Schonung das traurige und nicht wieder auszugleichende Loos des Hippolytus vor. Ihre Worte, die das Gepräge ernster Hoheit tragen, und mit bewundernswerther Kürze ein vollkommenes Bild der vorgegangenen Ereignisse vor unsre Einbildungskraft bringen, sind eben so viel Dolchstiche für den Theseus: er ist vernichtet; nur der Ausruf der Verzweiflung bleibt ihm statt aller Antwort. Endlich fügt die Göttinn als Entschuldigung und Trost hinzu, daß Venus in ihrem Zorne dies Unglück gewollt und den Theseus in eine unfreiwillige Verblendung versenkt habe. Während dessen wird Hippolytus von seinen Gefährten gebracht. Man muß sich hierbei erinnern an die besondre Bauart der alten Theater, wo das Proscenium sehr breit war, so daß Personen, die nicht aus dem Hintergrunde, sondern von der Seite kamen, schon von fern gesehen wurden und einiger Zeit bedurften, um bis zur Mitte der Bühne zu gelangen. Diese Zeit vergeht nun unter herzerreißendem Stöhnen und Klagen, welches der übermäßige Schmerz dem unerschrocknen Hippolytus abnöthigt. Er bittet seine Gefährten, ihn sanft zu tragen, weil die leiseste Erschütterung seine Qualen erneuert; er fordert ein Schwert, um sie zu endigen, er verlangt den Tod. Hierauf nähert sich ihm Diana, mildert durch ihre Götternähe sein physisches Leiden, und tröstet ihn in einem unnachahmlich schönen Zwiegespräch. Durch ihre Gegenwart heiligt sie die letzte Lebensstunde des Jünglings, und ihr Scheiden ist der Vorbote jenes geheimnißvollen Augenblickes, der uns Alle erwartet, und von dem Keiner sich eine wahre Vorstellung machen kann. Indem der junge Heros ein so schönes Dasein verläßt, bedauert er nicht die irdischen Freuden: die Verehrung der Diana war sein höchstes Glück; nur um seinen Vater ist er bekümmert. Welche Sanftmuth, welcher Adel, welche kindliche Zärtlichkeit in Allem, was er

zum Theseus sagt! Hier wird man einräumen müssen, daß die Alten zuweilen die christlichen Gesinnungen gut getroffen haben, indem sie die höchste Liebe, die schönste Reinheit und die größte Erhabenheit der Seele darstellten. So wird denn — und Dies ist das Wesentliche für den Gesamteindruck, den diese Tragödie hervorbringt — das harte Verhängniß so sehr als möglich gemildert. Der sterbende Hippolyt ist von allen nur denkbaren Eröstungen umgeben: sein Vater, voll Reue und Verzweiflung, zeigt ihm eine Zärtlichkeit, die ohne Grenzen ist; eine Götting verschafft ihm Vinderung, beklagt ihn, und verspricht ihm die unvergänglichen Ehren eines Halbgottes. Dies Alles gibt von der ewigen Glückseligkeit, die für ein vergängliches Dasein eingetauscht wird, ein so lebendiges Bild, als die Religion der Alten es nur immer gestattete.“ Die Wirksamkeit dieser Sterbescene auf die Zuschauer läßt sich leicht ermessen, und man sieht auch an diesem Beispiel, mit welchem richtigen Sinne die Alten den Effect zu beurtheilen verstanden.

B. 672. Die Worte des Textes haben den Auslegern viel zu schaffen gemacht und, wie uns scheint, trotz sogenannter sinnerreicher Conjecturen, noch keine befriedigende Erklärung gefunden. Nach der gewöhnlichen Lesart lautet der Vers: *δρόμον δ' ἰσῶσας ἤν' ὄρουσιν τὰ τέτραρα*. Indem nun die Scholiasten und neuern Interpreten *ἤν' ὄρουσιν* für den Dativ der Vergleichung nehmen, wie es allerdings den Anschein hat: *ἰσῶσας τὰ τέτραρα ἤν' ὄρουσιν*, so entsteht die Frage, was das heiße: „das Ziel gleich machen der Natur“? Ein Scholiast meint, die Rennbahn sei zwanzig Stadien lang gewesen, und da Drest damals gerade „zwanzig Jahre“ zählte, so werde diese Uebereinstimmung hiermit angedeutet. Das Scholion steht einem Scherz sehr ähnlich. Besser klingt schon, was ein Andern meint: „Drest sei am Ziel nicht ermattet gewesen“, nur verbirbt er es wieder durch den nichts sagenden Zusatz: „er habe in Beziehung auf seine Natur dem „Ziele gleich geschienen.“ Musgrave schlug daher vor, statt *ἤν' ὄρουσιν* vielmehr *ἤν' ὄρουσιν*, i. e. *ἤν' ἀπέσει* zu lesen, „Drest machte das Ziel dem Auslauf gleich“, d. h. er lief so schnell, daß der Anfang des Laufens zugleich das Ende war, so daß er eigentlich gar keine Zeit dazu brauchte. Diese Conjectur mit ihrer hyperbolischen Erklärung hat sehr viel Beifall gefunden und ist von Brunck, Erfurdt, Schäfer und Hermann aufgenommen worden. Der Letztere jedoch nimmt bloß das Wort *ἤν' ἀπέσει* an, gibt ihm aber eine andre Deutung. Er meint nämlich, es könne nichts anders heißen, als nachdem Drest den ganzen Raum der Bahn durchgemessen habe, sei er wieder da angelangt, von wo er ausgegangen war; und in diesen Ausdrücken sei die deutlichste Bezeichnung des Doppellaufs enthalten. Ohne

Verlegung der Ehrfurcht für diesen großen Kritiker, glauben wir doch bemerken zu dürfen, daß uns diese Erklärung bei Weitem nicht so einfach und schön (*simplex et venusta interpretatio*) vorkommt. Uns scheint, daß kein genügender Grund zur Aenderung des Textes vorhanden sei, indem ein strenges Festhalten der natürlichsten Verbindung und Bedeutung der Worte, wenn auch nicht das allein Richtige, doch eine viel befriedigendere Erklärung gibt. Wir erinnern noch, $\tau\alpha\ \tau\acute{\epsilon}\rho\alpha\tau\alpha$ ist der Plural, der zwar für den Singular stehen kann, aber nicht stehen muß; $\epsilon\tilde{\eta}\ \rho\acute{\upsilon}\sigma\alpha\iota$ nehmen wir für den Dativus instrumenti. Dem gemäß erhalten wir die Uebersetzung: „der Rennbahn beide Enden gleich durchmessend mit der (regen) Kraft, trat er hinaus, geschmückt mit dem allgeehrten Preise des Sieges.“

B. 808. ff. Das Versmaß dieses Chorgesanges, bei dessen Nachbildung, wie bei den meisten übrigen Gesängen, wir uns an Hermann und Wunder gehalten haben, ist folgendes:

808. — $\bar{\cup}$ \cup — $\bar{\cup}$ \cup — Dip. iamb. et monom. chor.

$\bar{\cup}$ \cup — $\bar{\cup}$ \cup — Dim. chor.

810. $\bar{\cup}$ \cup — — Monom. chor. hyperc.

— $\bar{\cup}$ \cup — $\bar{\cup}$ Chor. hyperc. cum anacr.

\cup $\bar{\cup}$ — — Jonicus a min.

Idem ut v. 811.

— — — — — Arsis nuda.

815. Idem ut 811.

\cup $\bar{\cup}$ — — — — — Jonicus a minor.

— $\bar{\cup}$ \cup — — $\bar{\cup}$ \cup — — Dimet. chor. cum anacr.

$\bar{\cup}$ \cup — — $\bar{\cup}$ \cup — — Dimet. chor.

$\bar{\cup}$ \cup — — $\bar{\cup}$ \cup — — Idem.

820. $\bar{\cup}$ \cup — — $\bar{\cup}$ \cup — — Chor. cum trochaeo.

Dieser Wechselgesang wird durch die Unterbrechungen der ihn vortragenden Personen etwas dunkel. B. 815. Der allzu heftige Schmerz der Elektra scheint dem Chor sündhaft, und er warnt vor den gewaltigen Ausbrüchen der Unzufriedenheit mit Dem, was die Götter verhängt haben. Er tröstet die Elektra über den Tod des Agamemnon damit, daß er ja auch noch in der Unterwelt ein mächtiger Gebieter sei.

Dies bezieht sich auf die Vorstellung, daß die Abgeschiednen Rang und Beschäftigung, deren sie sich auf der Oberwelt erfreuten, auch im Hades beibehalten. Es wird das Beispiel des Amphiaraos angeführt. Dieser Seher weigerte sich, in den thebanischen Krieg zu ziehen, weil er seinen Tod daselbst voraussah; er versteckte sich deshalb vor dem Polyneikes. Seine Gemahlinn, durch ein verhängnißvolles Halsband gewonnen, verrieth den geheimen Aufenthalt. Amphiaraos zog gegen Theben und wurde von der Erde verschlungen, welche Zeus mit dem Blitzstrahl unter ihm geöffnet hatte. Sein Sohn Alkmaon rächte ihn durch Ermordung der Eriphyle. Ueber die Gottheit des Amphiaraos sagt Cicero: „Den Amphiaraos aber ehrte der Ruf in Griechenland dergestalt, daß er für einen Gott gehalten wurde, und daß von dem Orte, wo er begraben ist, Orakel geholt wurden.“

B. 993. f. Auch ist zu sterben nicht das Schlimmste, doch wenn man Zu sterben wünschend, dieses selber nicht erlangt.

Offenbar will Chrysothemis sagen, daß Klytämnestra den fernern Starrsinn der Elektra oder gar einen, von beiden Schwestern entworfenen, Racheplan mit den Schrecken eines lebenslänglichen Gefängnisses strafen würde. Die Hinrichtung der eignen Kinder war von der Mutter weniger zu befürchten, wie Dies ausdrücklich in der Euripideischen Elektra bezeugt wird *). Aegisthos nämlich, fürchtend, daß Elektra selber, oder, wenn sie vermählt würde, eines ihrer Kinder, als Rächer gegen ihn aufträte, beschloß sie zu tödten; Klytämnestra aber rettete sie aus seinen Händen trotz ihrer unmütterlichen Gesinnung gegen sie und zwar, weil sie in Betreff ihres begangenen Gattenmordes noch einen Vorwand, etwa die Opferung der Iphigenia, als Entschuldigung anführen konnte, während sie allgemeinen Haß des Volkes fürchten mußte, wenn sie ihre Kinder zu morden zuließ.

B. 1044. ff. Wir sind in der Abtheilung der ersten Strophe Hermann gefolgt, bei welchem sie sich also gestaltet:

Τί τοὺς ἀνωθεν φρονιμοτάτους οἰωνοῦς
 ἐσορῶμενοι τροφᾶς κη-
 δομένους, ἀφ' ὧν τε βλάστω-
 σιν, ἀφ' ὧν ἐὼρησιν εὖρω-

*) κτανεῖν σφε βουλευσάντος ὀμόφρων ὄμως
 μήτηρ νῦν ἐξέσωσεν Αἰγίσθου χερσὶς
 εἰς μὲν γὰρ ἄνδρα σκῆψεν εἰς ὀλωλότα,
 παίδων δ' ἔδωκε μὴ φθογηθεῖν φόνη.

Eurip. El. 27. seqq.

den sein, wenn von Kindern die Rede wäre, die sich undankbar gegen ihre Eltern erweisen; diese würden dann gemeint sein. Nun könnte es zwar scheinen, als sei Chrysothemis in dem Falle, denn sie hat sich so eben entschieden geweigert, in den Racheplan der Elektra, welcher zunächst zur Ehre des ermordeten Vaters entworfen wurde, einzugehen. Diese Weigerung könnte als ein Undank, als ein Mangel kindlicher Pietät angesehen werden. Sie hat aber die Gründe dieser Weigerung dargelegt und, wie angenommen werden muß, zur völligen Ueberzeugung und mit Beistimmung des Chors. Denn nachdem sie ihre Rede mit der Ermahnung an die Elektra geschlossen hat:

Und du entschließ' dich endlich nach so langer Zeit,
Ohnmächtig selbst, zu weichen vor der Herrschermacht!

bekräftigt der Chor die Ermahnung, indem er selber mit vielem Nachdruck hinzufügt:

Gehorche! Größrer Vortheil wurde Keinem je
Zu Theil, als Vorsicht bringt und weisheitsvoller Rath.

Mithin kann von Undank der Kinder nicht die Rede sein. Der Sinn der Strophe wird dadurch noch dunkler, daß in den Worten, welche die Anwendung des Gleichnisses enthalten:

Doch fürwahr, bei dem Blig des Zeus
Und dir, himmlischer Hort, Themis,
Nicht lang bleiben sie straflos!

das Subject ausgelassen, die Person nicht genannt ist, welche der Strafe anheim fallen soll. Wir zweifeln nun nicht, daß der letzte Vers auf Megisthos und Klytämnestra zu beziehen sei, wie auch Hermann meint, der aber den Zusammenhang mit dem Vorhergehenden nicht angegeben hat. Wir sehen keinen andern Ausweg, als den Sinn des Gleichnisses allgemeiner zu fassen: „Selbst die Vögel in der Luft zeigen sich verständig genug, um sich liebevoll gegen Diejenigen zu erweisen, denen sie durch Bande des Blutes angehören und zum Danke für empfangene Wohlthaten verpflichtet sind; Megisthos dagegen und Klytämnestra, welche beide dem Agamemnon nahe verwandt sind, tragen kein Bedenken, die abscheulichsten Frevel an ihm, den sie ehren und lieben sollten, zu begehen.“ Noch bemerken wir, daß Sophokles die Vögel *σοφισμωτάτους* nennt, d. h. höchst einsichtsvoll, höchst verstandvoll, was seiner Messung nach in den deutschen Vers passen würde, doch will es uns nicht zusagen, es geht zu sehr gegen unsere Vorstellungswelt und erschöpft den griechischen Ausdruck doch nicht. Die beiden Worte, welche wir dafür gesetzt haben, entsprechen dem Sinn schon eher, ohne unser Ohr zu beleidigen; klug und gemüthlich nennen wir die Vögel auch, aber jenen Superlativ verschmähen wir als Uebertreibung. Solger sagt: „der ver-

ständigen Vögel Art“, was uns im Vergleich mit dem Griechischen zu schwach scheint.

B. 1070. τὸ μὴ καλὸν καθοπλίσασα, wenn die Lesart richtig ist. Wir sind der Erklärung des alten Scholiasten gefolgt, welcher meint, es heiße so viel als, καταπολεμήσασα τὸ αἰσχρὸν καὶ νικήσασα ὅλον τοῦς ἐχθροῦς καταγωνισαμένη, obgleich in diesem Scholion jedenfalls mehr liegt, als in den Worten des Textes: καταπολεμήσασα τὸ αἰσχρὸν ist entsprechend; das νικήσασα steht nicht nur nicht in Verse, sondern paßt auch auf keine Weise, da Elektra den Sieg noch nicht errungen hat; wir haben uns daher bloß an den ersten Theil gehalten und übersetzt: „bekämpfend jenen Frevel“. Die Weise, wie Hermann den Sprachgebrauch, den er jedoch durch keine Parallelstelle bestätigt, zu rechtfertigen sucht, macht seinem gewohnten Scharfsinn Ehre, kann aber unmöglich befriedigen; denn Wer möchte sich dabei beruhigen, wenn er sagt: armare quum dicitur Electra scelus, id patet (?) idem esse ac provocare ad dimicationem, cujus incertus est eventus: unde mortem illa praepoptasse dicitur. Der letztere Zusatz wird offenbar dadurch widerlegt, daß der Chor gleich darauf der Elektra wünscht, sie möge wegen ihrer Geistesstärke und Kindesliebe fortan ein Dasein erlangen (ζῶντος μοι καθύπερθεν χειρὶ καὶ πλούτῳ τῶν ἐχθρῶν), wodurch sie an Macht und Glanz über die Feinde empor rage: ein Wunsch, den er nicht füglich aussprechen könnte, wenn sie nach seiner Meinung sich den Tod erwählt hätte.

B. 1075. ff.

Doch was Hehres aufspröß

Jemals von Himmelsfagung, treu bewahrest du das Höchste, durch
Den frommen Sinn, der dem Zeus entstammt.

Wir lesen ἀρίστα. Der Gedanke ist: Unter den höchsten Gesetzen (der Sittlichkeit), welche den Menschen gegeben wurden, behauptet die dem Zeus selber hochheilige Pietät den höchsten Rang, und gerade diese ehrt du Elektra vorzugsweise, selbst mit eigener höchster Gefahr, und darum wünsche ich dir Sieg und Glück.

B. 1106. Zu dieser pathetischen Stelle gehört folgende, von Aulus Gellius aufbewahrte Notiz, welche ein merkwürdiges Zeugniß gibt von dem Bestreben der griechischen Schauspieler, durch Wahrheit des Vortrags einen lebendigen Eindruck hervorzubringen. „In Griechenland lebte ein Schauspieler von großem Rufe, der sich durch Klarheit der Stimme und Schönheit des Gebärdenspiels vor den Uebrigen auszeichnete. Er soll Polus heißen haben. Die Tragödien berühmter Dichter spielte er mit vieler Einsicht und Studium. Dieser Polus verlor seinen einzig geliebten Sohn durch den Tod. Nachdem er diesen

Schmerz einigermaßen überwunden zu haben glaubte, kehrte er zur Ausübung seiner Kunst zurück. Er sollte um diese Zeit in Athen die Elektra des Sophokles spielen und (in seiner Rolle) eine Todtenurne mit den vorgeblichen Gebeinen des Orestes (in Händen) tragen. Der Inhalt des Stückes ist nämlich so gefaßt, daß Elektra, den vermeintlichen Aschenüberrest ihres Bruders berührend, sich in Klagen ergießt und den Untergang Desjenigen beweint, der durch gewaltsamen Tod hingerafft worden zu sein schien. Polus legte also das Trauerkleid der Elektra an, nahm Gebeine und Urne aus dem Grabmal seines Sohnes, und indem er gleichsam den Orestes umfaßte, führte er Alles (was seine Rolle mit sich brachte) nicht mit bloßer Verstellung und (angelernter) Nachahmung durch, sondern mit wirklicher lebendiger Trauer und Klagen. Während man also glaubte, ein Stück spielen zu sehen, wurde der wahre Schmerz (vor den Zuschauern) dargestellt. Aul. Gell. VII. 5.

B. 1268. ff. Eine schwierige Stelle, welche durch eine sehr allgemein gehaltene Bezeichnung des auszudrückenden Gedankens die wahre Beziehung, die ihr zu geben sein dürfte, nicht gleich hervor treten läßt. Auch sind wir mit Hermann überzeugt, daß einige Worte im Texte verdeckt oder ausgefallen sind. Ohne uns bei der, sicher vom Ziele weit abirrenden, Erklärung des Scholiasten aufzuhalten, bemerken wir, daß die Hauptschwierigkeit in den Worten *αὐδὰ* und *ἀραυδοῦ*, Stimme und stimmlos, liegt. Worauf Solger jenes Substantiv bezogen habe, ist aus den Worten der Uebersetzung: „Freundinnen, eben vernahm ich nie geahnten Ruf nur“, nicht zu ersehen; aber das *ἀραυδοῦ* und, was als erklärender Beisatz damit zusammen hängt, *οὐδὲ οὐ βοᾷ κλύουσα*, kann er unmöglich richtig verstanden haben. Er übersetzt: „Herbes Leid trug ich stimmlos, nicht mit Angstgeschrei es hörend.“ Dies bezieht er offenbar auf die Nachricht von dem vorgeblichen Tode des Orest, von welcher also Elektra hier behauptete, sie habe sie gelassen, ohne Schmerzenslaut, vernommen. Dies aber, an sich schon gar nicht wahrscheinlich bei der, bis zur Leidenschaft gesteigerten, Schwesterliebe der Elektra, wird thatsächlich widerlegt durch die, von der schmerzlichsten Wehmuth zeugenden Klagen, die bis zu den heftigsten, selbst in unartikulirten Tönen sich kund gebenden, Ausbrüchen der Trauer fortgehen, sowohl in dem Gesang B. 808. ff., als besonders in der Scene, wo sie bei dem Anblick des Aschenkuges ihren Schmerz auf die ergreifendste Weise ausspricht, B. 1106. ff. Der Gedanke scheint uns ganz einfach dieser zu sein: Elektra kann sich in ihrer Freude über die unverhoffte Rückkehr des Orestes nicht mäßigen, und wird deshalb von dem Bruder gemahnt, sich zu fassen; sie aber bittet, er möge ihr gewähren, sich an dem Anblick seines geliebten Antlitzes zu sättigen, womit sie zugleich meint, es solle

ihr vergönnt sein, sich dem Ausdruck ihres Wohlgefühls zu überlassen; er antwortet einer so zärtlichen Bitte gemäß, und Elektra, wie sie sich eben noch gefreuet hat, den Orestes zu sehen, freuet sich jetzt, ihn zu hören, der lang entbehrte Klang seiner Stimme dringt ihr zu Herzen. Im Ueberströmen der Empfindung wendet sie sich also an den theilnehmenden Chor, um ihm zu sagen: „ich höre also doch wieder die Stimme des Bruders, was zu hoffen ich nicht mehr wagte; da, als ich vernahm, sie sei erloschen (ἀφανδοῦ) und gebrochen (οὐδὲ σὺν βοῇ), füllte mich tief aufregender Unmuth (ὄργα), mich Arme.“

B. 1330. Wär's abgethan, so sagte ich's; wie jetzt es steht,

Ist günstig drinnen Alles, auch Ungünstiges.

Die griechischen Worte: καλῶς τὰ κείρων πάντα, καὶ τὰ μὴ καλῶς, sind absichtlich räthselhaft und lassen mancherlei Deutung zu. Der Scholiast scheint sich die Sache so vorgestellt zu haben: Der Erzieher, welcher eben aus dem Palast kommt, wo er als Bote von dem Tode des Orest gut aufgenommen wurde, wird gefragt, wie, in welcher Verfassung, Stimmung, er die Klytämnestra — denn nur von dieser kann die Rede sein, da Aegisthos nicht zu Hause ist — gefunden habe; er sagt: „es sei Alles ganz gut, auch das nicht Gute“, nämlich der Mordplan, weil er ja noch nicht vollbracht ist (ὥς οὐδέπω τιμωρίας τυγχάνουσα), und wahrscheinlich wegen der Zögerung auch nicht vollbracht werden wird. Er will die Geschwister, welche mit ihren Reden die gelegene Zeit versäumen, die bei jedem Vorhaben, wie Sophokles sagt, die beste Helferinn ist (καυρὸς γὰρ, ὄρατο ἀνδράσι μέγιστος ἔργου παρὸς ἐστ' ἐπιτάτῃς), zur schleunigen Vollziehung anspornen. Dieser Ansicht können wir nicht beipflichten. Das καλῶς und μὴ καλῶς ist ein Wortspiel, das sich im Deutschen nicht füglich wiedergeben läßt: „Schön steht bei ihnen Alles, auch was nicht schön steht.“ Das erste schön stehen heißt, es ist Alles im Palast für den Racheplan günstig, weil Klytämnestra allein ist und nach jener Todesnachricht sich aller Furcht ent schlagen hat; zweitens aber steht oder ist es nicht schön, daß Klytämnestra sich über den Tod ihres Sohnes freuet, aber diese unschöne Freude ist schön, günstig für ihre Strafe. So scheint es auch Hermann im Allgemeinen verstanden zu haben.

B. 1370. ff. In diesem Chore haben wir die Päonen durch Kretiker ersetzt und die Strophe so gemessen:

$$\begin{array}{c} \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \\ \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \\ \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \end{array}$$

Dim. cretic.

Dim. dochm.

Trim. jamb.

1374. $\text{—} \quad \text{—} \quad \text{—}$

Dim. dochm.

1375. $\text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—} \quad \text{—}$

Dochm.

Dim. jamb.

Trim. jamb.

Die dritte Strophe, welche B. 1403. beginnt, messen wir:

Tetram. cret. cum anacr.

Tetram. jamb. catal.

Ithyphall.

Uebrigens haben wir uns in der Gestaltung des letzten Theils der Tragödie mehr an Schäfer gehalten; offenbar ist Vieles im Texte verderbt.

Das Verständniß dieses zunächst vielleicht etwas dunkel scheinenden Chorgesanges ergibt sich aus der Vorstellung der Griechen von den Erinnyen. Wer sich durch Verwandtenmord befleckt hat, wird von den Rachegöttinnen verfolgt und muß seinen Frevel durch gewaltsamen Tod büßen. Hier erscheinen nun Orestes und Pylades als die Strafvollstrecker, welche gleichsam auf Antrieb der Erinnyen die Klytämnestra wegen der Ermordung ihres Gemahls erschlagen sollen, und können demnach füglich selber, wie es an dieser Stelle geschieht, Erinnyen genannt werden. Daß dies die Meinung des Dichters sei, kann um so weniger bezweifelt werden, da die Gegenstrophe nicht bloß die Ergänzung zur Strophe, sondern auch die Erklärung dazu enthält, indem, was in der Strophe von den Erinnyen als Strafgöttinnen gesagt wird, in der Gegenstrophe ausdrücklich auf den Orest, als Denjenigen, der die Rache eigentlich zu vollbringen hat, bezogen wird. Daß aber der Mord mit dem Schwert vollzogen werden soll, wird bildlich so ausgedrückt, daß Ares, der Gott des Krieges, der nach Blut begierig ist, sich zum Kampfe rüstet. Nachdem also der Chor in der Strophe gesagt hat: „Die Strafgöttinnen, welche den bösen Frevel verfolgen, sind zu den Pforten des Hauses eingegangen“, und in anderer Wendung: „Der mordgierige Ares ist kampfreuſtig dort eingeschritten“, erläutert dies die Gegenstrophe, wo es heißt: „Der Hort des Erschlagenen, d. h. Orest, als Rächer des Agamemnon, ist, mit schwarzem Schwert bewaffnet, in den väterlichen Palaſt durch List gedrungen.“ Hermes, der Götterbote, erscheint häufig als Geleiter der Menschen bei wichtigem Werk, besonders, wo dieses Heimlichkeit und List erheischt; auch findet er sich da ein, wo der Hades seine Opfer fordert. So z. B. sehen wir ihn im Hause des Odysseus geschäftig, die Seelen der ermordeten Freier in's Schattenreich zu treiben. Wenn aber der Chor hinzufügt: „Unſtät drum schwankt nicht lange mehr die Grauenahnung, welche meinem Geiſt entſtieg“, so will er sagen, er habe längst geahnet, daß die Unthat der Klytämnestra einen grauenvollen Ausgang haben werde, und nur wegen der langen Zögerung der nahenden Strafe habe er im Geiſte geſchwankt, ob auch die Erfüllung

eintreten werde; dieses unsätere Schwanken höre jetzt auf, da die That vollbracht wird. Noch bemerken wir, daß die Erinnyen hier ἀπυρτοι χύρας, Hunde, denen man nicht entrinnen kann, genannt werden; doch schien es uns nicht angemessen, den Chor, auf Drestes und Pylades deutend, sagen zu lassen: „die unmeidbaren Hunde oder Hündinnen sind hinein gegangen“, darum haben wir das hier völlig gleichbedeutende Wort, Strafgöttinnen, gesetzt. Uebrigens sind wir bei dieser Erklärung der Andeutung des Scholiasten gefolgt, der freilich selber schwankt, ob das ἀπυρτοι χύρας auf die Erinnyen gehe, oder auf Drestes. Hermann erkennt zwar an, daß der Gedanke viel an Kraft gewinnt durch jene erstere Beziehung, glaubt jedoch nur an Drestes und Pylades denken zu dürfen, weil die Erinnyen nicht deutlich genannt werden. Aber für's Erste sind sie hinlänglich genannt, da jene Bezeichnung ἀπ. χ. nur diesen Göttinnen zukommt, und für's Andre hat H. jene, von uns hervor gehobene, entsprechende Beziehung der Gegenstrophe auf die Strophe nicht beachtet, obgleich Sophokles selber sie deutlich genug durch das causale γὰρ angedeutet hat, womit die Gegenstrophe beginnt. Nun konnte der Chor sehr passend sagen: „die Erinnyen sind hinein gegangen, denn eben schreitet Drestes mit gezücktem Schwerte über die Schwelle des Palastes“, nicht aber „Drestes und Pylades sind hinein gegangen, weil ja Drestes hinein geht.“ Eustathius hat auch eine Bezeichnung der Erinnyen in jenen Worten gefunden und Brunck ist ihm gefolgt.

B. 1447. Sehr gut hat Hermann den Doppelsinn in den Worten der Elektra: καὶ ἢ τελευτᾷ τὰν ἑμῶν, erklärt. Aegisthos befehlt, die Pforten zu öffnen, damit der Leichnam des Drestes, wie er erwartet, heraus gebracht werde. Indem nun Elektra Dies thut, rühmt sie sich scheinbar des Gehorsams gegen den Herrscher, in Wahrheit aber deutet sie, da mit dem Heraustragen der Leiche der Klytämnestra die letzte Katastrophe naht, für den Chor und den Zuschauer darauf hin, daß sie nun wirklich vollbracht habe, was sie als Agamemnons Tochter vollbringen sollte. Der im Deutschen unnachahmliche Gracismus τὰν ἑμῶν mußte umschrieben werden; wir glauben, dabei dem Sinn und Doppelsinn getreu geblieben zu sein.

B. 1449. f. Diese Verse sind erst von Hermann besser verstanden und scharfsinnig, wie er pflegt, erklärt worden. Unsere Ansicht weicht jedoch in einem wesentlichen Punkte von der seinigen ab. Aegisthos glaubt, daß die Leiche des Drestes vor ihm liege und er hegt im ersten Augenblick den Gedanken, daß der — ungerechte — Zorn der Götter diesen — unschuldigen — Jüngling in's Verderben gestürzt habe. Der φθόρος ist ja, nach der Vorstellung der Griechen, jener Reid der Götter, nach welchem sie sich darin gefallen, ein glanzvolles Herrscherhaus, wenn

es bis zu des Glückes Vollmaß gelangt ist, zu stürzen und bis zur Wurzel zu vertilgen. Herod. I. 32. Aber das Unfromme dieser volksthümlischen Vorstellung konnte keinem Besonnenen entgehen; darum sagt Aegisthos, sich selbst zurecht weisend, hinzu: „wenn aber in solchen Worten ein Unrecht liegt, so will ich sie nicht gesagt haben.“ Hermann meint gerade das Gegentheil: Aegisthos hatte den Tod des Orestes für eine Folge der göttlichen Gerechtigkeit. Aber wie konnte der Schuldbeladene auf den Gedanken kommen, daß der Schuldlose als Opfer der Gerechtigkeit gefallen sei? Eine wörtliche Uebersetzung der griechischen Worte dünkt uns ohne Verlegung des Sinnes unmöglich zu sein; die von uns gewählten Worte:

O Zeus, was ich erschau, kam nicht ohne Zorn

Der Götter; doch ist dieses Frevel, sag' ich's nicht,

scheinen den angedeuteten Gedanken genügend auszudrücken. Daß wir φθόρος nicht mit Reid, sondern mit Zorn wiedergegeben haben, geschah absichtlich; denn obgleich beide deutschen Worte dem Griechischen nicht vollkommen entsprechen, so schien uns doch das zweite energischer, und darum an dieser Stelle angemessener.

B. 1468. Uns scheint, daß die Worte *τί γὰρ βορῶν ἄν οὐ κακοῖς μαρτυμένων ὤρησεν ὁ μέλλων τοῦ χρόνου κέρδος φέροι* von den frühern Auslegern und auch von Hermann falsch aufgefaßt worden sind. S. meint, der Sinn sei *quid enim lucretur differenda morte homo nihilominus pro misera vitae humanae conditione moriturus?* und er verweist besonders auf Ilias φ. 106, seqq. als Parallelstelle. Doch sind sich beide Stellen sehr ungleich. Bei Homer bittet der Sohn des Priamos den Achilleus, ihn nicht zu tödten, worauf ihm dieser erwidert, daß er allenfalls, bevor ihm Patroklos erschlagen worden, zur Schonung geneigt gewesen wäre, jetzt aber keinen Trojaner, den ihm ein Gott in die Hände liefre, am wenigsten aber einen Sohn des Priamos, am Leben zu lassen denke; er solle sich in sein Schicksal ergeben und damit trösten, daß auch andre Krieger hätten sterben müssen, selbst Patroklos, der doch viel besser als er sei; ja auf ihn selbst, den Sohn einer Göttinn, harre ein früher Tod. Offenbar will Achilleus den jungen Fürsten, mit dessen Schicksal er selber Mitleid hat, trösten. Auch nur als Trost sind die angeführten Worte Hermanns zu nehmen, daß der Mensch, der doch einmal nach dem bedauernswürdigen Loos menschlichen Daseins sterben müsse, durch Aufschub des Todes nichts gewinne. Doch dieser Gemeinpruch wäre offenbar in dem Munde der Elektra übel angebracht. Aegisthos sucht Zeit zu gewinnen, natürlich in der Hoffnung, sich auf irgend eine Weise zu retten. Deshalb will er auch nachher, daß Orestes zuerst in den Palast gehe; und als dieser ihm gebietet, voran zu gehen, fragt er, ob

denn Orest fürchte, er wolle ihm entfliehen? Unmöglich kann nun Elektra die Beschleunigung seines Todes mit dem für alle Menschen, besonders aber für die guten, gemeinsamen Trost fordern. Darum sind die *σοφοὶ οὐ κακοὶ μισημένοι* nicht die Menschen überhaupt, welche insgesammt mit Leiden behaftet erscheinen, sondern solche, die sich mit bösen Freveln besleckt haben; das *θνήσκων ὁ μέλλον* bezeichnet ebenfalls nicht den Menschen überhaupt, der nach dem allgemeinen Naturgesetz sterben muß, sondern ein bestimmtes Individuum, das auf dem Punkt steht, sein Leben zu verlieren. Brunck führt als Parallelstelle an Ajax, 473. f.

*αἰσχρὸν γὰρ ἄνδρα τοῦ μακροῦ χροῖσεν βίου,
κακοῖσιν ὅστις μηδὲν ἐξαλλάσσειται,*

doch passen diese Worte bloß auf den Ajax, welcher keinen Ausweg mehr findet, wie er mit Ehren sein Leben behauptet; er sieht überall nur Schande und Unheil seiner warten; wenn man aber keine Befreiung von seinen Nothen zu hoffen habe, so sei es schimpflich, ein längeres Leben zu begehren. Man sieht, es ist hier von einem ganz andern Charakter und wesentlich verschiednen Verhältnissen die Rede, und auch die Worte sind dem gemäß ganz andre.

Fragen wir zuletzt noch nach der Tendenz dieser Tragödie, so scheint sie in den Schlussworten des Chors deutlich ausgesprochen zu sein, nämlich die Befreiung der Enkel des Atreus von dem Joch der Erniedrigung, welches durch des Aegisthos frevelhafte Anmaßung der Herrschaft auf ihnen lastete. Obgleich jedoch Elektra diese Befreiung vorbereitet und mit standhaftem Entschluß, der auch vor den furchtbarsten Gefahren nicht zurtück bebt, durchführen hilft, so erscheint sie gleichwohl, eben so wie Orest, nur als das Werkzeug, dessen sich das Verhängniß zur Erreichung seiner Absichten bedient. Die That der Elektra bleibt darum nicht minder groß und rühmlich für sie, in sofern sie dieselbe mit Bewußtsein, in Uebereinstimmung mit ihrer Ansicht von moralischer Verpflichtung vollbringt, und für diese Idee des Rechten ihr eignes Dasein zu wagen keinen Anstand nimmt. Hierin eben liegt das Erhebende dieses Schauspiels und diejenige Eigenthümlichkeit, durch welche es wahrhaft tragisch wird.

Es knüpft sich hieran die an sich schon sehr interessante Frage nach der allgemeinen leitenden Grundidee der griechischen Tragödie, d. h. nach dem Prinzip, welches fähig ist, der Schlüssel zum allgemeinen Verständniß werden zu können. Obgleich wir nun einige Andeutungen hierzu selber zu geben versucht haben, so glauben wir uns doch den Dank vieler Leser zu verdienen, wenn wir ihnen hier die treffenden Ansichten mittheilen, welche A. W. v. Schlegel in seiner bereits angeführten Abhandlung: *Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d' Euri-*

pide, niedergelegt hat. Er geht dabei von dem, schon nach der Autorität des Aristoteles feststehenden Grundsatz aus, daß die Tragödie wesentlich Mitleid und Schrecken zu erregen beabsichtige und ihren eigentlichen Endzweck um so eher erreiche, je mehr es ihr gelingt, diese Affecten anzuregen.

Man muß sich in der That verwundern, daß wir, als von Natur zum Mitleid gestimmte Wesen, umgeben von so mancherlei Unglücksfällen des wirklichen Lebens, die uns ergreifen und denen wir nicht abhelfen können, uns noch außerdem durch die Darstellung erfommener Leiden zur Traurigkeit stimmen wollen. Wird man wol erwiedern, daß das Vergnügen daran aus der Vergleichung entsteht, welche wir veranlaßt werden zwischen unserm ruhig behaglichen Zustande und den gewaltsamen Erschütterungen zu machen, welche die Leidenschaft herbei führt, gerade wie man vom Ufer aus einem Sturme auf dem Meere mit dem Gefühle eigner Sicherheit zusieht? Das bekannte Gleichniß des Lucrez:

Suave, mari magno turbantibus aequora ventis, etc.

findet seine volle Anwendung, wie es auch Lucrez genommen hat, auf einen Philosophen, der, wenn er zu jener festen Lebensanschauung gekommen zu sein glaubt, wie sie aus überzeugender Einsicht hervor geht, mit Seelenruhe die Beunruhigung des Zweifels und Irrwahns betrachtet; aber sie paßt keinesweges auf den gefühlvollen Zuschauer einer Tragödie. Denn wenn dieser sich ernstlich für die tragischen Personen interessiert, so wird er keinen Rückblick dabei auf sich selber thun, oder wenn er nicht an sich selbst vergißt, so ist das ein Zeichen, daß das Interesse nur schwach ist, und daß die Tragödie ihre Wirkung verfehlt. Wird man sagen, daß es das Bedürfniß ist, uns aus der Verbumpfung des täglichen Lebens durch heftige Aufregungen, gleichviel von welcher Art, zu reißen, was der tragischen Kunst ihre Entstehung gegeben hat? Ich gestehe, daß ein solches Bedürfniß vorhanden ist; es hat zu den Thiergefechten, einem Lieblingschauspiel bei mehreren Nationen, Veranlassung gegeben; die Römer haben sogar den Geschmack daran so weit getrieben, daß sie mit Vergnügen Menschen bis auf's Äußerste untereinander oder mit wilden Thieren kämpfen sahen; aber diese Menschen waren Verbrecher oder Sklaven, denen man keine Menschenrechte zugestand. Und wir, die wir weniger abgehärtet sind als sie und zu milderen Vergnügungen geneigt, und auf der tragischen Bühne nur erhabene Charaktere zulassen, sollten wünschen, daß diese Halbgötter, diese Heroen, auf den blutigen Kampfplatz der Tragödie wie gemeine Gladiatoren treten, nur um durch ihre Martern unsre Nerven zu erschüttern! Nein, nicht der Anblick der Marter macht den Reiz einer Tragödie aus, nicht einmal der Spiele im Circus noch auch der Thiergefechte; denn in den

lehtern sieht man Gewandtheit, Kraft und Muth, d. h. also Eigenschaften sich entfalten, die schon eine gewisse Analogie mit den geistigen und sittlichen Anlagen des Menschen haben. Ich glaube, was in einer schönen Tragödie eine gewisse Befriedigung bei allem unserm Mitgefühl mit den erschütternden Vorgängen und Leiden, die wir dargestellt sehen, gewährt, ist entweder das Gefühl der Würde der menschlichen Natur, das in uns durch großartige Vorbilder erweckt wird, oder auch die Spur einer übernatürlichen Ordnung der Dinge, welche dem anscheinend regellosen Gange der Ereignisse aufgedrückt und auf überraschende Weise erfüllt ist, oder endlich die Vereinigung beider Ursachen zugleich.

Kraft und Widerstand messen sich gegenseitig an einander. Das Bedürfnis setzt alle Triebfedern in Bewegung. Bei außerordentlichem Unglück entdeckt und zeigt ein edles und kräftiges Gemüth einen Schatz unbefieglarer Regungen, die vom Himmel selber für solche Gelegenheiten daselbst aufgespart scheinen; es macht offenbar, daß, den Schrecken eines endlichen Daseins gegenüber, das Unendliche seine Zuflucht ist. Indem die Schläge des Schmerzens dieses auf sich selbst gestützte Gemüth treffen, wecken sie in ihm den göttlichen Funken. Darum muß die Tragödie, diejenige aller Dichtungsgattungen, welche am meisten nach dem Idealen in den Charakteren strebt, nothwendig erfüllt sein von schwierigen Situationen, verwickelten Gegensätzen zwischen Pflicht und Leidenschaft oder zwischen verschiedenen Leidenschaften oder zwischen verschiedenen Pflichten, ungerathenen Unfällen und schrecklichen Endentwickelungen. Seneca sagt, daß ein großer Mann, der gegen das feindliche Schicksal kämpft, ein der Gottheit würdiges Schauspiel sei, und wenn auch dieser Ausspruch beim ersten Blick übertrieben zu fein scheint, so können uns doch mehrere antike Tragödien den wahrhaften Sinn desselben begreifen lassen. Die tragische Dichtung kann sich von diesen erhabenen Vorbildern auf zwei Arten entfernen, entweder, indem sie den Schmerz nur oberflächlich mit kalter Declamation malt und nicht mit seinem natürlichen Ausdruck, was dann geschieht, wenn er nur leichte Verwundungen verursacht, die nicht in den Mittelpunkt des ganzen Daseins eindringen, oder wenn sein erster Ausbruch durch einen übertriebenen Heldenmuth erstickt wird, und er also nur einen eingebildeten Feind nieder zu schmettern hat; oder wenn versucht wird, eine weibliche Rührung hervor zu bringen, welche die Seele verweicht, statt ihr ein kräftigeres Gepräge zu geben.

Der Theil der tragischen Kunst jedoch, in welchem die Neuern am meisten gefehlt haben, weil sie keine klaren und bestimmten Begriffe über Natur und Endzweck der Tragödie hatten, ist die allgemeine Tendenz, die sich überall darin kund geben muß. Man hat die unterscheidenden Kennzeichen dieser Gattung in durchaus zufälligen Umständen gesucht,

wie z. B. in dem unglücklichen Ausgang oder dem fürstlichen Rang der Personen. Nach der allgemeinsten Definition ist eine Tragödie: die in edlem Styl gehaltene ernste dialogisirte Darstellung einer Handlung, welche mit Einheit und Vollständigkeit die Fähigkeit verbindet, Schrecken und Mitleiden einzusüßen. Man hält eine Handlung für vollständig, wenn man am Ende des Stücks einen Ruhepunkt findet, der jedoch gar häufig für Phantasie und Gefühl ziemlich schwankend ist. Was die Einheit der Handlung betrifft, so ist dieser Ausdruck sehr unbestimmt. Die tragische Handlung besteht nothwendig aus einer Menge einzelner Handlungen; man kann sie also nach Willkühr ausdehnen oder beschränken; denn eine Reihe von Handlungen, von denen immer eine durch die andere veranlaßt wird, mag sie nun noch so sehr verlängert werden, wird immer unter einen einzigen Gesichtspunkt zusammen gefaßt und mit einem einzigen Namen bezeichnet werden können. Doch ohne Dieses hier noch weiter erweisen zu wollen, füge ich nur die Bemerkung hinzu, daß eine Person im Drama nicht bloß handelt, sondern auch ihrerseits den Einfluß der Handlungen Anderer erleidet, ohne daß letztere von ihr abhängen; in dieser Hinsicht kann man Das, was in einer Tragödie vorgeht, als eine Reihe von Ereignissen betrachten, nicht bloß als eine Reihe von Handlungen. Mit einem Worte, die tragische Bühne zeigt uns nicht bloß die menschlichen Charaktere, sondern auch die menschlichen Schicksale. Und von Wem wird der tragische Dichter bei seiner Erfindung einen geregelten Gang in diese Schicksale bringen lassen? Will man, daß es der Zufall sei, d. h. daß es überhaupt gar keine Regel gebe?! Das sehe ich wol, eine große Menge Tragödien sind auf solche Weise verfertigt worden: man würde sehr in Verlegenheit sein, darin irgend eine Tendenz zu entdecken, die mit der Natur der Sache innig zusammenhängt, und irgend einen andern Zweck als den, auf gut Glück Empfindungen zu erregen, die häufig unter einander in Streit begriffen sind. Ich glaube aber, der Gang der Ereignisse müsse sich an irgend einen Gedanken anschließen, und daß gerade hierauf die wahre Einheit einer Tragödie beruht. Es ist dies keine aus der Luft gegriffene Theorie; ich stütze mich auf das Beispiel der Griechen, in deren Tragödien man im Allgemeinen immer einen einfachen, klar ausgesprochenen Gedanken findet, der so sehr Alles beherrscht, daß er gleichsam die belebende Seele der ganzen Gattung ist.

Dieses unsichtbare Prinzip, dieser bewegende Grundgedanke der griechischen Tragödie, ist das Schicksal. Der Grund davon lag im religiösen Glauben der Alten; man mußte Gunst oder Anfeindung von den Göttern erwarten, je nachdem man sich dieselben geneigt oder abwendig gemacht hatte: aber diese vollkommenen Wesen waren, obschon machtvoll,

doch nicht die höchsten Lenker des Geschicks der Menschen; sie gehorchten ihrerseits selber einem eben so unvermeidlichen als unbegreiflichen Walten, und waren häufig nur die blinden Vollstrecker seiner Beschlüsse. Diese, allerdings wenig tröstliche, Ansicht, weil sie dem tugendhaften Menschen keine Bürgschaft gewährt, daß er unter dem besondern Schutze der Gottheit steht, kann für kleinmüthige Charaktere niederschlagend werden; aber starken Seelen gibt sie einen neuen Schwung durch die Nothigung, sich auf sich selbst zu stützen und nur auf die eigne Thatkraft zu rechnen; sie bringt sie zu dem festen Entschlusse, so gut als möglich zu ertragen, was sich nicht ändern läßt und dem Schlage des Schicksals ein reines Gewissen und einen unbeugsamen Muth entgegen zu setzen. Dem Einflusse dieser Lehre muß man das in so hohem Grade tragische Genie der griechischen Dichter in einer Zeit zuschreiben, wo bei vollkommener Mündigkeit des sozialen Verstandes die religiösen Meinungen noch in voller Kraft waren.

Die Römer jedoch haben mit viel strengern Einrichtungen und einer ernstern Moral niemals einen originellen Geist in der Tragödie gezeigt. Man möchte vielleicht glauben, Dies rühre einzig davon her, daß die Ausbildung ihrer Literatur nicht mit der Reinheit der republikanischen Sitten zusammen fällt. Indes haben doch ihre ältesten Dichter, die nichts weiter thaten, als daß sie griechische Stücke übersezten, zur Zeit der punischen Kriege gelebt. Man kann einen viel tiefern Grund von dem Mangel einer wahrhaft nationalen Tragödie bei den Römern anführen: sie hatten nämlich das Tragische in die Weltgeschichte selber versetzt. Als Herren über das Geschick der Völker, spielten sie selber die Rolle dieses vernichtenden Verhängnisses, welches in den griechischen Tragödien waltete; sie hatten gesehen, wie alle Reiche und zuletzt ihre eigne Freiheit durch denselben verhängnißvollen Sturz zu Grunde gingen. Die gefesselten und im Triumph aufgeführten Könige machten einen viel unmittelbaren Eindruck durch das Schauspiel der schrecklichen Wechsel im Leben der Menschen, als die Katastrophe in einer Tragödie es vermocht hätte.

Die Lehre vom Schicksal ist unserm religiösen Glauben geradezu entgegen; das Christenthum hat die Idee von der Vorsehung an die Stelle gesetzt. Es könnte daher bezweifelt werden, ob ein christlicher Dichter, wenn er den eignen religiösen Standpunkt mit in seine Werke hinüber nimmt, sich nicht in die Unmöglichkeit versetzt sehen würde, eine wahre Tragödie zu dichten, und ob die tragische Poesie, als eine Schöpfung des, seinen eignen Kräften überlassenen Menschen, nicht verschwindet, gerade wie die andern nächtlichen Phantome einer abergläubischen Phantastie, vor der Morgenröthe der Offenbarung. Man müßte bejahend antworten, wenn die Religion uns lehrete, daß die Vorsehung es stets

den Guten wohlgergehen läßt, während sie die Bösen schon in diesem Leben bestraft. Aber die Wege der Vorsehung sind unerforschlich, nur ein von oben erleuchteter frommer Sinn erkennt ihre Spuren: Alles, was wir wissen, ist, daß eine ewige Glückseligkeit den frommgesinnten Menschen für seine irdischen Leiden entschädigen wird; daß in dem großen Kampfe zwischen Gutem und Bösem, der sich unaufhörlich in dieser Welt erneuert, das Gute endlich triumphiren, und daß Alles auf den Ruhm Gottes abzuwecken muß. Eine solche Ordnung der Dinge läßt also eine unendliche Zahl von Veranlassungen zu, wo der religiöse Selbennuth, obschon in andrer Weise als der, welcher aus der bloß natürlichen Tugend hervor geht, sich in seiner ganzen Kraft entfalten kann; er gestattet höchst pathetische, tief ergreifende Verwickelungen, über welchen verklärend ein tröstender Gedanke schwebt.

Das System der Tragödie bei den Griechen stützt sich auf eine Moral, die fast ganz unabhängig von der Religion ist. Hier wird die Würde des Menschen gleichsam der natürlichen Ordnung der Dinge zum Trost aufrecht erhalten: die moralische Freiheit sichert sich, gegenüber der Nothwendigkeit des Verhängnisses, von welchem nach der Annahme die Welt regiert wird, eine heilige Freistätte im Innern der Seele; und wenn auch die menschliche Natur zu schwach ist, um in dem Kampfe einen vollständigen Sieg davon zu tragen, so bleibt ihr doch ein ehrenvoller Rückzug gewiß. Die Idee von der Vorsehung ist allerdings erst Volksglaube geworden seit der Einführung des Christenthums, aber die Aufgeklärtesten unter den Alten haben schon davon einige Lichtblicke gehabt, wie auch von andern geoffenbarten Wahrheiten. — Bleibt auch alle Theorie im Vergleich mit der concreten lebensvollen Betrachtung der zu beurtheilenden Meisterwerke nothwendig abstract, d. h. mehr oder weniger einseitig und ungenügend, so muß doch zugestanden werden, daß die hier mitgetheilten Grundsätze Schlegels nicht bloß scharfsinnig und lichtvoll, sondern auch dem Geist der antiken Tragödie durchaus gemäß sind. Wir können es daher nur billigen, daß der Verfasser, ohne sich von dem heftigen Widerspruch der französischen Kritiker irre machen zu lassen, dieselben Ansichten, großen Theils wörtlich, nachmals in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur wiederholt hat. Wir für unsern Zweck haben es für angemessen erachtet, auf die erste Quelle zurück zu gehen, weil sie sich durch glänzende Vorzüge empfiehlt; auch glauben wir keinen Tadel zu verdienen, wenn wir einige Stellen anders auffaßten, als es der Verfasser selber später gethan hat, indem uns jene erste Aufassungswiese die passendere zu sein schien.

Die
Elektra des Euripides.

Die Elektra ist bekanntlich auch von Aeschylos und Euripides als ein besonders tragischer Stoff bearbeitet worden, und ein glücklicher Zufall hat uns alle drei Bearbeitungen erhalten, was um so wichtiger ist, da sich in denselben die drei Hauptepochen der tragischen Dichtkunst mit großer Klarheit heraus stellen. Eine vergleichende Zusammenstellung derselben kann nicht anders als von hohem Interesse sein, zunächst für den Alterthumsforscher, dann auch für Jeden, der Entstehung und Fortbildung dieser Gattung der Poesie, von welcher uns die Griechen unstreitig die besten Muster gegeben haben, kennen lernen will. Wie erspriesslich für den modernen Dichter ein solches vergleichendes Studium sein müßte, leuchtet von selber ein. Es ist daher zu bedauern, daß unter Anderen Schiller, der mit solcher Begeisterung von den Griechen spricht und ihnen so viel zu verdanken gesteht, durch gänzliche Vernachlässigung der griechischen Studien in der Jugend *) von einer vertrautern Bekanntschaft mit diesen Vorbildern für immer ausgeschlossen blieb. Nur dadurch wurden die

*) „In dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vier und zwanzig habe ich mich ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur, so weit sie über das neue Testament sich erstreckt, völlig verabsäumt, und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft.“ Auserlesene Briefe von 1782—1805, Bd. 2, S. 42.

unbegreiflichen Urtheile dieses außerordentlichen Genies über die höchsten Meisterwerke griechischer Dichtung möglich; so z. B. wenn er „eine gewisse Armuth und Leerheit an den griechischen Trauerspielen zu tadeln finder“, wenn er dem Homer „objectiven Gehalt und solide Tiefe“ abspricht, und von dessen, die reichste Welt der Anschauungen und Ideen umfassenden, Gesängen vermeint, „sie erweitern den Geist ganz und gar nicht.“ *) Wie ganz anders urtheilt der auch in der richtigen Würdigung der Griechen, wie überall, große Goethe! Einen Schatz herrlicher Aussprüche hierüber enthalten die Gespräche mit Eckermann.

Um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so hätten wir gewünscht, daß der geniale Hermann, welcher in seiner Vorrede zur Elektra auf diese Parallele hinweist, sich dieser Arbeit, weil er fast allein ihr gewachsen ist, unterzöge. Wir unseres Orts beabsichtigen nicht, eine in's Einzelne eingehende Beurtheilung nach modernen Prinzipien, sondern mehr eine Darlegung des Thatsächlichen, um so zu sagen: das Urtheil gibt sich dann, hier wenigstens, von selbst.

Die Vergleichen jener drei Tragödien, welche A. W. Schlegel in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur angestellt hat, ist geistreich, wie so ziemlich Alles, was aus der Feder dieses genialen Kritikers fließt, aber nach dem besondern Endzweck jener für ein gemischtes Publikum bestimmten Vorlesungen, nicht eben tief eindringend und daher vom eigentlich philologischen Standpunkte nicht das, was uns ein Hermann bieten würde.

Euripides hatte bei der Abfassung seiner Elektra einen miflichen Stand, wenn er seine Vorgänger überbieten oder auch nur erreichen wollte. In der Absicht, seinem Stücke ein neues Interesse

*) Ebendas. S. 89. Wer den Agamemnon des Aeschylus, den König Oedipus des Sophokles, den Hippolytus des Euripides, oder irgend ein andres Werk dieser Meister arm und leer findet, gesteht damit ein, daß er nichts davon im Original gelesen oder reiflich durchdacht hat. Der mit Recht hoch gefeierte Name Schillers sollte daher nicht als schützende Autorität für eine irrige Ansicht gebraucht werden.

zu geben, veränderte er die Fabel durch eigne Erfindungen. Um dann den Zuschauer, der nur mit der herkömmlichen Tradition der Mythen bekannt war, auf einen andern Standpunkt zu stellen, und ihm das Verständniß von vorn herein zu erleichtern, wurde er veranlaßt, den Prolog einzuführen, welcher die nöthigen historischen Notizen in einer Einleitung vorträgt. Ob ein solcher belehrender Prologus die dramatische Illusion zu unterstützen taugte, lassen wir unberührt, aber nothwendig war er unter den gegebenen Umständen. Die Rolle ist nun einem Landmann übertragen, der uns erzählt, Aegisthos, der ehebrecherische Gemahl der Klytämnestra, habe die Elektra umbringen wollen, sei aber von seiner Gemahlinn, welche das böse Gerücht scheute, daran verhindert und zu dem Entschluß gebracht worden, sie einem armen Landmann zur Frau zu geben, um von den etwaigen, dann in Dürftigkeit aufwachsenden Kindern keine Ansprüche auf die Krone, noch Rache wegen des Frevels befürchten zu dürfen. Er aber habe sie zwar in's Haus genommen, jedoch sich aus ehrfurchtsvoller Scheu vor ihrem hohen Range und bei dem Bewußtsein seiner eignen Niedrigkeit, — denn sei er gleich von adeliger Herkunft, so habe doch ein armer Ubeliger wenig zu bedeuten, — nicht entschließen können, die Rechte eines Gatten bei ihr geltend zu machen und sie völlig als sein Weib zu betrachten. Er ruft die Aphrodite zum Zeugen an, daß Elektra noch Jungfrau sei und, gleichsam voraus sagend, der Zuschauer möchte diese Enthaltensamkeit dennoch bezweifeln oder bemitleiden, fügt er sehr naiv hinzu:

Doch Wer mich thöricht nennet, weil in's Haus ich nahm

Ein junges Mädchen, und sie nicht berühren will,

Der wisse, daß nach schlechtem Grundsatz er im Geist

Die Tugend mißt, und selbst ein schlechtgesinnter ist. *)

Elektra tritt darauf mit dem frühen Morgen, ein Gefäß auf dem Kopfe, aus dem Hause, um aus der nahen Quelle Wasser zu holen. Sie brauchte zwar solche niedre Dienste nicht zu verrichten, aber theils um die Rachegötter gegen den Aegisth noch mehr zu reizen, theils um dem Manne die Last zu erleichtern, hilft sie ihm treulich; er läßt es geschehen und begibt sich an die Arbeit, denn

*) B. 50 — 54.

Kein Müßiger, der die Götter nur im Munde führt,
 Vermag sich Unterhalt zu schaffen sonder Müh. *)

Drestes tritt auf mit Pylades und verkündet, daß er auf Geheiß des Drakels komme, die Rache zu vollziehen; zuvor sei er in der eben verfloffenen Nacht zum Grabmal des Vaters gegangen, habe seinem Andenken Thränen gezollt, und nach vollbrachtem Ehrenopfer eine Locke seines Haupthaars als Liebeszeichen hingelegt. Er hat gehört, daß seine Schwester verheirathet ist, er will sie nun aufsuchen, um mit ihr das Weitere über sein Vorhaben zu verabreden. Elektra kommt vom Brunnen zurück, schwer mit dem Wassergefaß belastet, und beklagt in einem rührenden Gesange ihr jeziges Schicksal und den Unfall ihres Hauses. Der Chor tritt auf, herbei geführt durch die Nachricht, daß eine religiöse Festfeier stattfinden solle, und er fordert die Elektra auf, daran Theil zu nehmen; sie aber weigert sich, weil nicht der fröhliche Reigen, nur die thränenreiche Klage ihr gezieme, die auch zu ihrer ärmlichen Kleidung besser passe, welche sie gegen die ihr freundlich dargebotenen Festgewande nicht vertauschen mag. Drest erscheint und bringt unerkannt Botschaft vom Bruder; er ist tief erschüttert, da er außer vielem andern Beklagenswerthen von ihr hört, daß der Vater nicht einmal eine ehrenvolle Bestattung erhalten hat, und er rechtfertigt seine innige Theilnahme als Fremder mit den Worten:

Mitleiden regt sich zwar bei Thoren nimmermehr,
 Doch wohl bei weisen Männern; denn zu tadeln ist's,
 Wenn allzu weise Klugheit bei dem Weisen wohnt.

Die Verbannung jedes auch gerechten Seelenschmerzes, die nachmalige stoische Apathie und Ataraxie (Unererschütterlichkeit), wie sie die Weisen lehren, ist nicht Weisheit mehr, sondern Uempfindlichkeit. Der

*) B. 80—81. Ein ganz ähnlicher Ausspruch findet sich in einem Fragment der Iphigenia des Sophokles:

*εἴτετι γὰρ οὐδὲν ἐσθλὸν εἰκαία σχολῇ
 θεός δὲ τοῖς ἀργούσιν οὐ παρίσταται.*

Nichts Gutes bringt der arge Müßiggang hervor,
 Und nimmer stehet Gott dem Trägen hilfreich bei.

Stob. Flor. XXX.

Mann der Elektra kommt vom Felde und wundert sich, sie auf offenem Plage im Zwiegespräch mit jungen Männern zu finden:

Dem Weibe ja

Bereicht zum Schimpf, mit jüngern Männern draußen steh'n.

Elektra sagt ihm die Veranlassung, Drest aber freut sich, in diesem schlichten Landmann so viel Rechtlichkeit und Sinn für das Schickliche zu finden. Er ergießt sich in einer, zwar an dieser Stelle, wie uns dünkt, unpassenden, an sich aber nicht übel abgefaßten Rede über die Erügllichkeit des Urtheils, welches wir häufig ohne nähere Prüfung über den Charakter der Menschen, von bloßen Aeußerlichkeiten geleitet, zu fällen nicht anstreben. Die Tirade, wie die Franzosen nicht unpassend solche Herzensergießungen nennen, lautet:

Kein deutlich Merkmal gibt es für die Trefflichkeit,

Und unentwirrbar scheint der Menschen Sinnesart;

Denn oft sah ich des edlen Vaters Sohn bereits

370. Entartet völlig, brav jedoch des Frevlers Kind,

Des reichen Mannes Denkungsweise voller Schmutz,

Doch höhern Edelsinn bei arm umhülltem Leib.

Wonach denn unterscheidend richtet man gerecht?

Nach Reichthum? einen schlechten Richter hat man dann;

375. Ob nach der Dürftigkeit? doch ist gar steckenvoll

Die Armuth, weil Bedürfniß manches Böse lehrt.

Sind's Waffen, die entscheiden? Doch wie kann das Schwert

Ein Zeugniß geben von des Mannes Biedersinn?

Das Beste ist: man überläßt's dem Ungefähr. *)

380. Denn dieser Mann, kein großer im Urgeirvolf,

*) Aus dem Diogenes Laertius II, 33. erfahren wir, daß, als Sokrates diese Worte von dem Schauspieler aussprechen hörte, er aufgestanden und hinaus gegangen sei, indem er sagte: „es sei lächerlich, wenn man es der Mühe werth halte, einen Sklaven, den man nicht ausfindig machen könne (*μη εύρισκόμενον*), aufzusuchen, während man die Tugend (und ihr Gepräge) verloren gehen lasse (*ἀρετήν δ' οὕτω εἶναι ἀπολωλέναι*).“ Laertius citirt diesen Vers aus der Auge, welche wir nicht mehr haben, doch ist es sehr wol möglich, daß Euripides diesen Gedanken, der ihm besonders zusagen mochte, zweimal vorgebracht habe.

- Nicht aufgeblasen von des Hauptes Hohheitsbrunt,
 Nein, Einer aus der Menge, brav bewährt er sich,
 Drum denket besser, *) ihr, die leeren Dünkels voll
 Ihr irrt auf falscher Bahn, da durch den Umgang nar
 385. Und durch die Sitten kund sich gibt der edle Mann.
 Denn dieser nur allein verwaltet wohl den Staat
 Und das Haus, doch jene Leiber **) an Verstande leer,
 Standbilder sind sie nur des Markts. Auch in der Schlacht
 Harrt nicht der Stärkere stets mehr als der Schwächere aus:
 390. Natur entscheidet hier, dazu der hohe Muth.
 Drum weil so würdig dieser sich als jener zeigt, ***)

*) Die Worte οὐ μὴ φρονήσῃ B. 355. nimmt Bothe für οὐ μὴ μεγαλοφρονήσῃ, non fastum exuetis? „wollt ihr den Stolz nicht ablegen“? Mir aber scheint φρονεῖν in der bei den Tragikern besonders häufigen Bedeutung: zur Erkenntniß kommen, Verstand zeigen, genommen werden zu müssen. Ich vergleiche Sophocl. Oed. tyr. 316.

φεῦ, φεῦ: φρονεῖν ὡς δειδὼν ἔνθα μὴ τέλη λυεῖ φρονούντι
 „Weh, weh, wie schrecklich ist es, zur Erkenntniß zu kommen,
 wo es dem Erkenntniß Habenden nicht Heil gewährt“, und eben
 daselbst, 326.

μὴ πρὸς θεῶν, φρονῶν γ' αποστραφῆς,
 „Da du (Zeirestias) die Erkenntniß hast, so beschwöre ich dich
 bei den Göttern, wende dich nicht ab“; besonders aber noch 328.

πάντες γὰρ οὐ φρονεῖτ'
 „es fehlt euch Allen an Klugheit“; auch läßt sich hierher ziehen
 Trach. 312, 403. So paßt auch der Gegensatz οἱ κενῶν δοξασμάτων
 πλήρεις πλανᾶσθε, „die ihr leerer Meinungen voll, in die
 Irre geht.“

**) Euripides gebraucht den Ausdruck: αἱ δὲ σάρκες, die Fleischklumpen.

***) Diese Stelle scheint mir von den Auslegern falsch verstanden zu sein. Euripides sagt:

ἀλλ', ἄξιος γὰρ ὁ τε παρῶν, ὃ τ' οὐ παρῶν
 Ἀγαμέμνονος παῖς, οὐπὲρ οὐνεγ' ἴκομεν,
 δεξιόμεθ' οἴκων καταλύσεις 363. seqq.

Agamemnons Sohn, für den wir hergekommen sind,

So nehmen wir die Freistatt in dem Hause an

Während Orest und Pylades im Hause sind, schickt Elektra den Landmann zum Erzieher des Agamemnon, damit er von seinem Vorrathe mitbringe zur Bewirthung der Fremden. Der Chor hebt einen Gesang an vom trojanischen Feldzug und der Rüstung des Achill. Je mehr nun Agamemnon als Fürst und Führer über Alle hervorragt, desto schrecklicher erscheint sein Tod durch die Hand der Gattin; die Himmelsbewohner werden ihn rächen und durch Blut die Schuld verßöhnen. — Der greise Erzieher kommt und bringt ein Lamm, Kuchen, Käse und alten duftigen Wein. Elektra bemerkt Thränen in seinen Augen, und als sie nach der Ursache fragt, sagt er ihr, daß er auf dem Herwege am Grabmal des Königs geopfert habe. Zugleich zeigt er ihr eine abgeschnittene Haarlocke, die er auf demselben gefunden und erwähnt der Fußtapfen, die er an dem Hügel bemerkt habe; sie solle nur sehen, ob nicht die Locke zu ihrem eignen Haare passe, und ob nicht der Füße Spuren mit den ihren übereinstimmen, und diese Zeichen die Anwesenheit des Orestes verathen, der völlig erkannt werden könne, wenn er sich auch noch in dem Gewande zeige, das Elektra einst selber für ihn verfertigt habe. Euripides läßt die Elektra folgende sehr bemerkenswerthe Antwort geben:

Nicht würdig eines flugen Mannes sprichst du, Greis,

525. Wofern du wählst, daß ob der Furcht vor dem Megisth

Mein muth'ger Bruder heimlich kam in dieses Land.

Und dann, wie paßte wol des Hauptes Haargelock?

Das Jenem auf dem Ringplatz edler Männer wuchs,

Doch mein's vom Ramm so zart gepflegt: unmbglich ist's.

Matthias bezieht beide Participien auf $\pi\alpha\iota\varsigma$, so nämlich: $\delta\ \pi\alpha\rho\omega\nu$, nimirum $\delta\ \rho\gamma\omega$, $\delta\ \sigma\upsilon\ \pi\alpha\rho\omega\nu$, $\lambda\omicron\gamma\omega$, i. e. sive adsit, sive absit, was nichts als ein leeres Wortspiel wäre. Kann man dergleichen auch dem Euripides zutrauen, so ist doch kein Grund vorhanden, ihm hier eine solche Spitzfindigkeit aufzubürden. Ich denke mir die Auffassung so: „Wohlan, da sich dieser (der Gatte der Elektra) als ein Mann kund gibt, der sich eben so ehrenfest zu erweisen versteht, als es Agamemnons Sohn ist, so können wir keinen Anstand nehmen, von der Gattfreiheit seines Hauses Gebrauch zu machen.“

530. Dann siehst du auch an Vielen gleiches Hauptgelock,
Die nicht von gleichem Blut entsprossen sind, o Greis!

Und wie doch prägten sich auf festgestampftem Grund

535. Der Füße Spuren deutlich ein? Doch wenn's auch ist,
Wie wäre denn von zwei Geschwistern gleich der Fuß,
Vom Mädchen und vom Mann, da jener größer ist?

540. Und weißt du nicht? als aus dem Lande floh Drest,
War ich ein Kind; doch falls ich ein Gewand gewebt,
Wie trüg' er wol von damals noch das Knabenkleid,
Wenn nicht zugleich mit seinem Leib das Mädchen wuchs?

Das Ironische in diesen Worten ist unverkennbar; es erklärt sich aus der Polemik, welche Euripides hier gegen seinen Vorgänger, den gewaltigen Aeschylos, übt. Dieser hatte nämlich in den Choephoren wirklich jene drei Erkennungsmaße als genügend angeführt. Die Haarlocke möchte noch hingehen, zumal sie ganz abgesehen von der Farbe, an sich schon auf einen nahen Verwandten hindeutet, weshalb sie auch bei Sophokles vorkommt; die Fußspalten sind unpassend; das Kleid ist auch schwer zu retten, da Aeschylos es ausdrücklich ein Werk von den Händen der Elektra nennt; stand sie auch etwa im sechzehnten Jahre, da sie es webte und stickte, denn es war kunstreich mit Abbildungen von Thieren verziert, so war doch ihr Bruder jünger und wirklich noch ein Knabe; man müßte denn annehmen, Elektra habe, in der Absicht ihn dereinst daran zu erkennen, das Kleid gleich nach Mannsgröße gemacht. Jedenfalls ist das Auskunftsmittel, dessen sich Euripides bedient, treffender; bei ihm erkennt der alte Erzieher den Drest an einer Narbe, welche ihm von einer Wundung geblieben war, die er sich beim Verfolgen eines Rehens durch Fallen zugezogen hatte. Für ein solches Erkennungsmaße spricht auch die Autorität des Homer, dem man ziemlich unbekannt folgen kann. *)

Nach der Erkennung wird der Mord des Königsaares verabrebet. Aegisth befindet sich in der Nähe, auf dem Lande, um den

*) Hom. Odys. XIX, 391, 393, 464. Daß aber jene Polemik bei Euripides unangemessen ist, braucht wol kaum erinnert zu werden.

Nymphen zu opfern. Dorthin begibt sich Drest, um die That zu vollbringen. Da die Erzählung des Boten von der Ermordung des Aegisth vom Dichter mit vieler Sorgfalt ausgeführt, und jedenfalls eines der besten Stücke der Tragödie ist, so geben wir davon folgende Uebersetzung, in welcher wir uns, mannichfacher Schwierigkeiten des Textes ungeachtet, möglichst wörtlich zu halten gesucht haben. *)

Raum hatten wir aus diesem Haus' den Fuß gesetzt,

775. Als wir die Schritte lenkten zu dem Doppelpfad,

Wo sich der Mykenäer hehrer Fürst befand.

Im quellbethauten Garten ging er dort einher,

Von zarter Myrte schneidend für das Haupt den Kranz.

Uns sehend, ruft er: „Heil euch Fremden! Wer seid ihr?

780. Woher des Wegs, aus welchem Lande kommet ihr?“

Drestes sprach: „Thessalier, zum Alpheos

heht unser Weg, zu opfern dem Olymp'schen Zeus.“

Ihd Dieses hörend, sprach Aegisthos wiederum:

„Für jetzt jedoch an meinem Herde möget ihr

785. Theil nehmen an dem Mahl; zufällig opfre ich

Den Nymphen; mit dem Morgenroth erhebt euch dann

Zur Weiterreise, doch jetzt laßt in's Haus uns geh'n.“

Zugleich als er die Worte sprach, nahm bei der Hand

Er uns, geleitend, und nicht weigern konnten wir's.

790. Als wir im Hause waren, rief den Dienern er:

„Ein Lad. bereite Einer für die Fremden schnell,

Daß sie am Altar stehen nah' dem Weihgefäß.“

Drestes sprach: „Geheiligt haben wir uns schon

Mit lautem Sühnungsbad aus des Stromes Fluth;

795. Doch wem den Fremden opfern mit den Bürgern ziemt,

Aegisth, sad wir bereit und weigern's nicht, o Fürst“

Den Sinn der Rede ließen Jene unbemerkt.

Die Lanze, des Herrschers Waffenwehre, stellten dann

Die Diener hin, und Alle machten sich an's Werk:

800. Die brachten Blutgeschirre, die den heil'gen Korb,

Das Feuerschürten Andre an und auf den Herd

*) B. 774—358 ed. Dind.

- Die Kessel stellten sie; geräuschvoll war das Haus.
 Drauf nahm die Gerste deiner Mutter Ehemahl
 Und warf sie auf den Altar, indeß er Sodas sieht:
805. „Felsenmuphen laße noch oft mich opfern so und auch
 Daheim im Haus; mein Weib aus Lyndareus Geschlecht,
 In jeg'gem Wohlstand, doch den Feinden geh' es schlecht!“
 Dich meinent und Droslos. Mein Gebieter sieht
 Das Gegentheil, ob'schon mit lauter Stimme nicht:
810. „Des Vaters Herrschafft zu erlangen.“ Aus dem Korb
 Ergriff Megisth das Messer, und des Kalbes Haar
 Abschneidend warf er's mit der Rechten in das Feu'r,
 Und schlachtet dann das Kalb, das in den Händen ihm
 Die Diener brachten, zu deinem Bruder redend so:
815. „Theßaliern, so rühmet man, gereicht's zum Lob,
 Wenn dorten Einer wohl zu zerlegen weiß das Kind,
 Und Rosse auch zu bändigen; drum nimm, o Freund,
 Das Eisen und bewähre deines Landes Ruhm.“
 Und er ergreift sofort den festen Dorerstahl,
820. Und von den Schultern werfend sein gelücht Gewand,
 Nimmt zum Gehülfen er des Werks den Pylades;
 Zurück drängt er die Diener, faßt des Kalbes Fuß
 Und legt bloß das weiße Fleisch mit fester Hand
 Und schneller trennt er ab das Fell, als wol zu Ross
825. Zweimal den Doppelklauf ein Mann vollenden sag,
 Und öffnet so den Bauch. Die Eingeweide drauf
 Beschaut Megisth und siehe, an der Leber fehlt
 Ein Theil, und Adern und Gefäß, der Galle iah',
 Auf bösen Ausgang deuten sie dem Schauenden.
830. Undüstert wird sein Blick, da ihn mein Fürst gefragt:
 „Warum, o Freund, so muthlos?“ „Ach, ich fürchte sehr
 Betrug von Fremden; lebend ist ja noch der Feind
 Von meinem Hause, tief verhaßt, Agamemnas Sohn!“
 Und Jener sprach: „Du fürchtest eines Flüchtling's List,
835. Der Stadt Gebieter? Nimmermehr! Wohlta, daß wir
 Der Götter Rath erspäh'n, bring' statt des Dorischen
 Ein phthisches Messer Wer; ich öffne dann die Brust.“

- Er nimmt's und schlachtet und das Eingeweiß' beschaut
 Zerlegend selbst Megisth. Indeß er abwärts blickt,
 840. So tritt dein Bruder auf des Fußes Felsen, und
 Schlägt in's Genick ihn und zerschmettert völlig ihm
 Die Rückenwirbel, daß des Todes Tzungen
 Den ganzen Leib durchbeben und er röchelnd stirbt.
 Die Diener, Solches schauend, griffen zu dem Speer,
 845. So viele gegen zwei, doch tapfer standen die,
 Die Lanzenschäfte schwingend zu der Segenwehr,
 Pylades und Dreft. Doch dieser sprach: „Nicht feindlich kam
 Ich gegen diese Stadt und meine Diener her;
 Den Mörder meines Vaters hab' ich nur gestraft,
 850. Dreft bin ich, der Arme; nicht erschlaget mich,
 Ihr alten Diener meines Vaters!“ Als das Wort
 Sie hörten, hielten sie den Speer; erkannt ward er
 Von einem alten Greise aus des Vaters Haus.
 Und alsobald des Bruders Haupt bekränzen sie
 855. Mit Freuden, laut frohlockend. Jetzt naht er sich,
 Den Kopf zu zeigen; nicht der Gorgo ihren bringt
 Er, nein, Megisth's, des Feindes. So hat Blut die Schuld
 Des Blutes bitter ausgesöhnt dem Sterbenden.

Der Chor drückt seine Freude aus, daß der Tyrann gefallen ist, und nun wieder das angestammte Herrscherhaus den ihm gebührenden Thron einnehmen wird. Elektra holt Kränze, um die Volkbringer solchen Werkes zu schmücken. Dreft, von ihr als Sieger begrüßt, sagt:

Die Götter halte zwar Elektra für des Glücks
 Urheber, doch gebühret mir dann auch dein Lob,
 Als Diener jener Götter und des Glücks zugleich.
 Mit Worten nicht, nein, in der That getödtet hab'
 Megisthos ich, und daß wir deutlichen Erweis
 Gewähren, bring' den Todten ich dir selber her.
 Ihn, wenn du willst, wirf hin zur Beute dem Gewiß,
 Oder auch zum Raub den Wägeln, in der Luft erzeugt;
 Auf Pfähle spießend, stampf ihn ein, denn dir zum Knecht
 Geworden ist er igt, Gebieter jüngst genannt. *)

*) B. 890 — 899.

Elektra fragt den Orest, ob es ihr wol vergönnt wäre, ohne dem Volke ein Uergerniß dadurch zu geben, dem Todten ihre Meinung zu sagen; und sie hält dann mit Genehmigung ihres Bruders, welcher meint, daß bei solcher Feindschaft keine Rücksichten zu nehmen seien, an den Kopf des Aegisthos folgende Anrede, welche, so unangemessen sie auch nach unserem Gefühle zu sein scheint, — denn die Todten schmähen, ihnen ihr Unrecht vorhalten, ist auch nach griechischer Denkweise nicht bloß nutzlos, sondern unförmlich, *) — dennoch zur Bezeichnung Euripideischer Rhetorik und Moralpoesie sehr charakteristisch ist. Der Eingang ist besonders bemerkenswerth, da er auf eine förmliche Anklagerede hinweist. Sie sagt:

- Wohlan, womit beginn' die Vorwurfsworte ich,
 Welch Ziel und welche Mitte ziemt der Rede wol?
 Und doch vergaß beim Hahnenruf ich nimmerdar,
 910. Zu wiederholen, was ich dir in's Angesicht
 Zurufen wollte, wär' ich ledig einst der Furcht
 Vor dir. Jetzt bin ich's und ich zolle redlich nun
 Den Vorwurf, den dem Lebenden ich zugebracht.
 Vernichtet und des Vaters hast du mich beraubt,
 915. Den Bruder auch und doch von uns niemals gekränkt;
 Die Mutter freitest du zum Schimpf, erschlugst den Mann,
 Der die Hellenen führte, du, kein Troerheld;
 So weit in deiner Thorheit geh'nd, daß du gehofft,
 Nicht dir zum Unheil würdest du die Mutter heim
 920. Als Gattinn führen, der des Gatten Bett entehrt.
 Doch wisse: Wer des Nächsten Frau durch Buhlschaft hat
 Verführt, und dann zu freien sie gezwungen wird,
 Unselig ist er, wenn er meint, daß Züchtigkeit
 Sie ihm bewahren werde, die die Zucht verlegt.
 925. Schlecht war dein Haus bestellet, schien's dir schon nicht schlecht.
 Daß frevelhaft du freitest, war dir ja bewußt,
 Der Mutter auch, daß sie den schlechten Mann erfor,
 Und Beide ruchlos, erbtet ihr eu'r Schicksal auch,
 Das deine sie, du wiederum ihr Mißgeschick.

*) Vergl. Soph. Antig. 1029 seq. Dind.

930. Und rings umher im Volke der Argeer (Holl's):
 Seht da des Weibes Mann und nicht das Weib des Mann's!
 Und doch gereicht's zur Schande, wenn im Haus das Weib
 Die Herrschaft führt und nicht der Mann. Auch habe ich
 Von Ebnen den, der nach dem Vaternamen nicht
935. Sich nennend, nach der Mutter in der Stadt nur heißt.
 Wenn Einer reich gefreit, ein vornehm Ehebett,
 Ist keine Rede von dem Mann, vom Weibe nur.
 Doch was zumeist getäuschet dich, ganz sinnberührt:
 Du dünkstest dich ein großer Mann, auf Reichthum stolz,
940. Doch Nichts ist der und nur auf kurze Zeit geliebt'n.
 Nur Edelsinn ist ächter Art, doch nicht das Geld,
 Nur jener, immer dauernd, hebt empor das Haupt; *)
 Das Gut, das ungerechte, das bei Thoren wohnt,
 Verläßt nach kurzer Herrlichkeit den Eigener.
945. Was du mit Weibern thatest, ziemt dem Mädchen nicht
 Zu sagen, doch verschweigend deut' ich's kenntlich an.
 Muthwillen triebst du im Besitz des Königthums,
 Mit Schönheit prangend: doch nicht liebte ich den Mann,
 Der weibisch prunzt, nur den von ächter Mannesart;
950. Nur seine Kinder zeigen sich von Muth gestählt,
 Die Schönen zieren einzig nur den Reigentanz.
 Fahr' hin! unwissend, was sich mit der Zeit bewährt, **)
 Und was du büßen mustest, frevelhaft gesinnt.

*) Ich folge der von Matthias aufgenommenen Conjectur und lese *καρά* statt *κακά*, B. 942. Dind.

ἡ μὲν γὰρ ἀεὶ παραμένονσ' αἰρεῖ καρά,
 Bothe meint: „scribendum sine controversia: *αἰρεῖ κακά*, vincit mala seu miserias, quod proprium est virtutis.“ Doch der Controvers dürfte im Gegentheil sehr bedeutend sein. Angenommen, der moralische, in gewisser Beziehung wahre Satz, die Tugend überwinde die Leiden, sollte hier ausgedrückt werden, so könnte dies nach griechischem Sprachgebrauch nicht ohne den Artikel *τὰ* geschehen.

**) *ἔρη', οὐδὲν εἰδὼς ὡς ἐφειροθεῖς χρόνῳ,*
δικήν δέδωκας, ὡδὲ εἰς κακοῦργος ὢν.

Nicht rühme Wer mit Glück der Rennbahn Hälfte lief,
 955. Er habe völlig abgeseigt, bevor an's Ziel

Er wirklich kam und um des Lebens Grenze bog. *)

Es bleibt nun noch übrig, die Rache auch an Klytänneſtra zu vollziehen. Zu dem Ende ſchickt Elektra zu ihr, unter dem Vorwande, ſie habe ein Kind zur Welt gebracht, und bedürfe in ihrer Unerfahrenheit des mütterlichen Beiſtandes, um den Göttern die bei der Niederkunft herkömmlichen Opfer zu bringen. Klytänneſtra geht in die Falle. Sie erſcheint, von Dienerinnen begleitet, auf einem Wagen; Elektra will ihr die Hand reichen, um ihr herunter zu helfen, doch ſie nimmt es nicht an, ihre Tochter ſoll ſich nicht bemühen, da

Die Worte ſind ſchwierig. Die Erklärung Seidler's, welcher Bothe beſtimmt, iſt: Peri, qui nihil plane intellexisti; i. e. qui de rebus humanis pessime judicavisti; ejus rei (i. e. ejus insipientiae) jam a tempore, rerum vindice, deprehensus poenam dedisti; οὐδὲν εἰδώς soll absolut genommen werden für insipiens, und Bothe interpungirt dem gemäß:

ἔργῳ, οὐδὲν εἰδώς! ὦν κ. τ. λ.

Die Erklärung ſcheint mir höchſt gezwungen und nicht durch die Worte gerechtfertigt, denn daß οὐδὲν εἰδώς als Vocativ gebraucht werden könne, iſt unwahrscheinlich. Offenbar will Elektra vielmehr ſagen: „fahre hin, der du nicht zu durchſchauen vermochteſt (in ihren Folgen) deine That, für welche du endlich, auſſindig gemacht (von der Rache, von Drek) mit der Zeit, Buße zahlen muſteſt.“ So ſind die griechiſchen Worte in ihrer gewöhnlichen Conſtruction und Bedeutung genommen. Freilich könnte man einwenden, daß Homer Odysſ. I. 35. ſeqq. ſagt, Aegiſth habe ſein Verderben vorher ge- wußt (εἰδώς ἅπαν ὄλεθρον, ἐπεὶ πρό οἱ εἶποιεν ἡμῖς): allein erſtens kann Euripides dies ſehr gut ignoriren, dann aber widerſtreitet die Homeriſche Stelle eigentlich nicht; denn offenbar hat Aegiſth nicht an die Erfüllung der ihm angedrohten Strafe geglaubt, und ſich jedenfalls, — was aus ſeinen Vorſichtsmaßregeln hervor geht, — die Vermeidung derſelben als möglich gedacht. Diefes aber heißt, er hat geirrt in der Beurtheilung der Folgen ſeiner Frevelthat, und das iſt's, was Elektra ſagen will.

*) Das Leben wird der Wettfahrt verglichen, und daher auch paſſend auf das Lenken um die Grenzsäule angeſpielt.

ja Sklavinnen zu dem Dienste bereit seien; Elektra aber meint, sie habe sich selber nicht minder als eine Kriegsgefangene zu betrachten, sie sei eine vaterlose Waise und aus dem von Feinden eingenommenen Palaste verdrängt. Hierüber entspringt sich nun ein lebhaftes Zwiegespräch, in welchem die Königin sich zu rechtfertigen sucht, indem sie besonders geltend macht, daß die Opferung Iphigeniens und die Einführung der Kassandra in ihr Haus als zweite Eh'genossinn sie zum Noed berechtigt hätten; Elektra aber überhäuft sie mit Vorwürfen und verweilt bei der tadelnswerthen Gefallsucht und Buhlerei der Mutter, und gibt ihr eine moralische Lection, der es an Eindringlichkeit nicht fehlt, wenn sie sich nur im Munde einer Tochter, und zwar einer zarten Jungfrau, als angemessen erwiese. Da Klytänneustra sieht, daß ihre Vertheidigung und versuchte Begütigung bei Elektra ganz vergeblich ist, fragt sie, weshalb sie hergerufen worden. Elektra wiederholt den Vorwand wegen des Opfers der Niederkunft. Klytänneustra bemerkt dagegen, es wäre die Sache der Hebamme gewesen, doch erwidert Jene, sie habe sich selbst eingebunden, da sie von Nachbarn und Freunden verlassen sei,

Weil Niemand ja die Urne sich zur Freundin wählt.

Klytänneustra geht also in das Haus, um das Opfer zu vollbringen; da ruft ihr Elektra triumphirend nach:

So geh' hinein in's arme Haus, doch hüte dich,
 Daß nicht der rauchige Ort anstelle dein Gewand,
 Denn opfern wirst du, wie du Göttern opfern solst:
 Bereitet ist der heil'ge Noed, die Art geschürft,
 Die jenen Stier erschlug, dem nahe du nun fällst,
 Getroffen, freien magst du in dem Hades Den,
 Mit dem du hier am Licht gebuhlt! So zahl' ich dir
 Den Dank, du aber Buße meinem Vater dort.

Auf diese Weise wird dann der Muttermord vollbracht. Nach der That befüllt beide Geschwister bittere Reue und sie ergießen sich in Klagen: da erscheinen die Dioskuren und geben dem Drama die letzte Entwicklung. Sie sagen:

Gerecht ist dieses Alles, doch du thatst nicht recht,
 O Phöbros, Phöbros — doch er ist mein Herr, darum
 Schweig' ich: selbst weise gab er dir nicht weisen Rath,

Doch muß man's loben, und hinfort geizmet sich
 Zu thun, was Zeus verhänget und der Schicksalspruch.
 Den Phylades gib deiner Schwester zum Gemahl,
 Doch du verlasse Argos, denn die Stadt darfst du
 Nicht fertherhin betreten nach dem Muttermord.

Wir halten ein näheres Eingehen in die Charakteristik des Stückes und der Personen für überflüssig, da dieselbe, wie uns scheint, aus der gegebenen Skizze von selbst sich ergibt. Zugleich erhellet, warum man nicht ganz Unrecht hat, wenn man Zweifel darüber erhebt, ob Euripides wirklich der Verfasser dieser Elektra sei.

Was die denselben Gegenstand behandelnde Tragödie des Aeschylus betrifft, nämlich die Choephoren, so verweisen wir auf die in hohem Grade gelungene Uebersetzung derselben von Droysen.

Vielleicht erwartet man hier eine ästhetische Beleuchtung der beiden voran stehenden Dramen, so wie eine Kritik der Sophokleischen, Aeschyleischen und Euripideischen Poesie. Einerseits bekennen wir unverschohlen, daß uns die Schwierigkeit des Gegenstandes zurück schreckte, indem es, selbst bei allen unerläßlichen Voraussetzungen, deren wir uns nicht rühmen, immer noch sehr gewagt bleibt, für so eigenthümliche und großartige Erzeugnisse des Genies, als die der beiden ältern Koryphäen der Tragödie sind, einen Maasstab der Beurtheilung, Prinzipien aufzustellen, nach denen ihnen Werth und Bedeutung zuzumessen sind. Andererseits scheuten wir uns, das Messer des Zergliederers an den lebendigen Leib der Sophokleischen Elektra zu legen: wir mögen das Auge gern fort und fort weiden an der unversehrten Heroengestalt. Endlich wollten wir mit einer Analyse um so weniger jetzt hervortreten, da wir hoffen dürfen, eine solche recht bald von Herrn Schöll zu erhalten, und sicher wird dieselbe mit eben der Kenntniß und dem richtigen Takt, der hier besonders erforderlich ist, gearbeitet sein, die wir in seinem Leben des Sophokles freudig anerkennen. Was uns allem noch übrig bleibt, ist, von der Erneuerung der antiken Tragödie überhaupt zu sprechen und darüber unsere Ansichten mitzutheilen, welche bei dem jetzt wieder angeregten Meinungskampf einige leitende Ideen an die Hand zu geben beabsichtigen.

Erneuerung der antiken Tragödie.

THE
LIBRARY OF THE
MUSEUM OF MODERN ART
1000 MUSEUM AVENUE
NEW YORK, N. Y. 10028

Die auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Königs von Preußen veranlaßte Aufführung der Sophokleischen Antigone hat die öffentliche Aufmerksamkeit der Gebildeten auf die Meisterwerke der griechischen tragischen Poesie aufs Neue hingelenkt, und die mannichfachen Aeußerungen über die Eigenthümlichkeiten derselben und die zweckmäßigste Weise einer Erneuerung für unsere Zeit angeregt. Waren auch die Urtheilsfähigen und durch den Gang ihrer Studien zu einem solchen Kunstgenuß Vorbereiteten durch die, unter den obwaltenden Verhältnissen großartige, Leistung in hohem Grade befriedigt worden, so konnte es doch nicht fehlen, daß auch ein anderer, ebenfalls in gewisser Beziehung stimmfähiger Theil der Zuschauer von der Darstellung eines Schauspiels weniger befriedigt wurde, dessen Verständniß an zu viele Voraussetzungen geknüpft ist, um das, gemeinhin gar zu leicht erkaufte Vergnügen einer theatralischen Unterhaltung zu gewähren. Stimmfähig aber nenne ich auch diese Letzteren, weil das Drama, das antike nicht minder als das moderne, wesentlich für die Aufführung und ein größeres gemischtes Publicum bestimmt ist, und damit allerdings eine nicht zu verkennende Mangelhaftigkeit verräth, wenn es von Vielen mit Gleichgültigkeit, wo nicht mit völliger Entfremdung aufgenommen wird. Denn im Allgemeinen bringt der Zuschauer guten Willen und Empfänglichkeit mit und erwartet, daß seiner, von dem Dichter vorauszusetzenden Individualität durch das Dargebotene entsprochen werde. Mangel an allgemeinerem Beifall deutet daher stets auf

einen Mangel des Stücker hin, sei es nun, daß der Stoff oder die Form oder die scenische Behandlung nicht zusagt. Es ist nun Denen, welche sich mit der Erneuerung des Antiken nicht befreundeten können, zuzugeben, daß dasselbe nach dieser dreifachen Beziehung das Gepräge des Fremdartigen an sich trägt, so wie, daß es keinen Anspruch darauf macht, noch machen kann, jemals wieder ein Gemeingut zu werden. Man müßte die rasilos fortschreitende Entwicklung in der überall durchgreifenden Geistesbildung läugnen oder hemmen, wenn man die Meisterwerke der neueren Nationalpoesie, als eine theuer erworbene Errungenschaft, durch Erzeugnisse einer, wenn auch noch so großartigen, Vergangenheit verdrängen wollte. Doch zweifeln wir, daß selbst die eifrigsten Verehrer des Alterthums einen solchen Rückgang wünschen können, wosfern nicht die Einseitigkeit ihrer Studien sie der Gegenwart entfremdet hat. Nur davon kann unseres Erachtens die Rede sein, ob das Altclassische Gediegenheit genug habe, um des unendlichen Abstandes gegen das Moderne ungeachtet, bloß als geniale Kunstschöpfung, bei einem für das wahrhaft Schöne empfänglichen gebildeten Gemüthe. Theilnahme zu erwecken, und zugleich durch eine gewisse eigenthümliche Vollendung heilsam auf die Geschmacksbildung einzuwirken.

Die erste Frage also, zu welcher wir uns hier hingewiesen sehen, betrifft die Untersuchung, ob der als Stoff der griechischen Tragödie gebrauchte Mythos, — denn bekanntlich hielten sich die griechischen Dichter geflissentlich, mit seltenen Ausnahmen, von dem eigentlich historischen Gebiete fern, — für uns noch dramatisches Interesse haben könne? Daß nun ein hohes Interesse im Mythos liegen müsse, beweist thatsächlich unter Anderem der ungeheure Erfolg, dessen sich die französische, meist auf mythischem oder doch antikem Boden ruhende, Tragödie weit über ein Jahrhundert erfreute, und den sie jetzt, durch begünstigende Umstände unterstützt, von Neuem zu gewinnen und sich dauernd zu erhalten hoffen darf. Voltaire's *Dejip*, ein Jugendwerk des geistreichen Verfassers und eines der schwächsten Erzeugnisse seiner Muse, wurde fünf und vierzig Mal hinter einander bei stets vollem Hause gegeben. Eben so waren die Aufführungen von Corneille's und Racine's antiken Trauerspielen stets wahre Feste für das Théâtre Français, und es ist in

Aller Gedächtniß, mit welcher Begeisterung jüngst die Rückkehr zum classischen Theater von den französischen Kunstrichtern begrüßt wurde. Und doch, welche Gerechtigkeit man auch dem Talent dieses tragischen Dreigestirnes widerfahren lasse: zu läugnen ist nicht, daß das griechische und römische Alterthum, wenn auch meist eine geistreiche, doch höchst selten eine wahrhaft antike Auffassung in ihren Dramen gefunden habe. Andererseits kann auch keinesweges mit Grund behauptet werden, daß die Beimischung des modernen Elements, wo sich etwa ein solches findet, den Beifall hervor gerufen habe. Sagt doch Voltaire selbst (*Lettres sur Oedipe* p. 63.), daß er sein Stück verdorben habe, indem er auf fremdes Anrathen eine Liebesintrigue einwob, und durch zärtliche Empfindungen ein Sujet zu heben dachte, mit welchem sie ganz unverträglich sind. Daß die Rolle des Chors von den sogenannten Vertrauten übernommen wurde, war zwar eine Abweichung vom Antiken, aber eine viel mehr geduldet als gebilligte, über welche nicht bloß der Kritiker, sondern häufig der Dichter selber sich mißbilligend äußerte. Doch man kennt das strenge Festhalten des einmal Eingeführten und Herkömmlichen bei der französischen Bühne.

Noch weniger aber dürfen wir befürchten, daß man der mise en scène den Beifall zuschreiben werde, da es eine solche fast gar nicht gab, indem die Zuschauer zum Theil auf der Bühne saßen, und dem Schauspieler kaum Platz genug zu agiren ließen; auch litt ja die streng gesetzliche Einheit des Ortes keine Mannichfaltigkeit der Scenerie. Es bleibt also nichts übrig, als dem gesunden Kern, der trotz aller Entstellung immer noch kenntlich war, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und einzuräumen, daß der antike Stoff an sich von dramatischer Wirkung sein müsse. Könnte übrigens die bloße Entfernung der Zeiten das Interesse schwächen oder aufheben, so hätte dies nicht minder bei den Athenern der Fall sein müssen, die auch nicht viel weniger als ein Jahrtausend nach dem Thebanischen Kriege, die Leiden des Königs Oedipus auf der Bühne aufführen sahen. Des Nationalen war dabei wenig, indem die Theilnahme, welche dasselbe etwa erregen konnte, durch die scharfe Ausprägung der besondern Volkscharaktere in den verschiedenen Stämmen und ihre fast immer feindliche Stellung zu einander, meist aufgehoben wurde.

Fragen wir uns aber, wie eine Tragödie, also ein Drama, das sich schon durch den Namen als eine ernste Unterhaltung ankündigt, beschaffen sein müsse, um einem heutigen gebildeten Publicum zu gefallen, so erkennen wir zunächst, daß der Stoff oder die Fabel von nur untergeordneter Bedeutung sein könne, weil einerseits anerkannte neuere Meisterwerke, besonders die Goetheschen, Tasso, Iphigenie, Egmont u. s. w., keine besonders dramatische Verwicklung haben, und andererseits das nur auf der Neuheit der Intrigue beruhende Interesse nach einmaliger Anschauung zerstört wäre. Die vorgeführten Charaktere vielmehr sind es, ihre Denk- und Empfindungsweise, die Art, wie sie die Wechselfälle des Lebens zu ertragen, wie sie ihre Subjectivität, d. h. Alles, was ihnen, als eigenthümlichen Naturen, werth und heilig ist, geltend zu machen, wie sie ihre Zwecke trotz aller Hemmnisse durchzusetzen suchen, Dies ist es, was in uns für sie Theilnahme erweckt. Das Nationale hat hierauf nur einen beschränkten Einfluß; im Gegentheil kann das Fremde, gerade als das minder Bekannte, nur um so mehr ansprechen. Auch läßt sich sogar behaupten, daß das Interesse erst dann ein rein künstlerisches (ästhetisches) ist, wenn das Wohlgefallen durch kein nationales Interesse, überhaupt durch kein der Kunst als solcher fremdes Motiv erweckt wird. Wir setzen damit den Werth nicht nationaler Tragödien durchaus nicht herab, gestehen vielmehr, daß die Bühne, — auch ganz abgesehen davon, daß nur die auf heimathlichem Boden entsprungene und auf ihm sich fortentwickelnde Poesie zu wahrhaftem Leben gelangen kann, — wohl daran thue, einen so mächtigen Hebel als wohlverstandner Patriotismus ist, mit anzuwenden, um des Beifalls desto sicherer zu sein. Wie wenig aber der Patriotismus allein dazu ausreicht, zeigen Beispiele in hinlänglicher Anzahl. Man denke an Klopstocks und Andrer patriotische Stücke.

Das Individuelle, Specielle, Particuläre, — wir haben keine hinlänglich bezeichnenden Ausdrücke dafür im Deutschen, — interessirt in der Kunst überall nur in so fern, als es zum Träger des Allgemeinen gemacht wird, oder ohne Schulformel: alle Besonderheiten einer Person, eines Volkes, einer Zeit können uns nur Theilnahme einflößen, wenn wir uns in irgend eine Beziehung zu ihnen zu ver-

legen vermögen, wenn wir unser eignes Selbst in ihnen gewissermaßen anschauen. Also das rein Menschliche, was über allen Wechsel erhaben ist, drückt das Gepräge der Allgemeingütigkeit auf Das, was der Dichter uns vorführt. Diese Humanität aber findet nirgends einen so wahrhaften Ausdruck als gerade in den dramatischen Werken des griechischen Alterthums, und diese Eigenthümlichkeit, nicht aber starre Pedanterie oder blinde Vorliebe, hat ihnen die Bewunderung der ausgezeichnetsten Gelehrten aller Jahrhunderte verschafft. Wir machen Dies an einem Beispiele klar und wählen zunächst die Antigone, da sie gegenwärtig ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt.

Polyneikes zieht mit Heeresmacht gegen seine Vaterstadt, um seinem Bruder Orestes die Herrschaft zu entreißen. Beide fallen im Zweikampf. Ihr Oheim Kreon, als rechtmäßiger Nachfolger auf dem Throne, bezeichnet seinen Regierungsantritt mit einer zur Warnung für künftige Zeiten vollzogenen Strafe. Er läßt nämlich den Leichnam des Polyneikes als eines Rebellen und Vaterlandsfeindes hinauswerfen, damit er, einer ehrenden Bestattung untheilhaftig, den Vögeln und Hunden zum Raube werde. Denkt man hierbei an die Vorstellung der Alten, daß in den Wohnungen der Abgeschiedenen auch die Seele so lange verstoßen und verunehrt blieb, als der Leib der Beerdigung entbehrte, so erscheint die Verurtheilung doppelt hart. Hierzu kommt noch Eins. Wer von menschlichen Wesen sich auf dem mütterlichen Boden der Erde befindet, steht unter dem obwaltenden Schutze der obern Gottheiten, er gehört ihnen an; und eben so fordern die Götter der Unterwelt den Todten als ihr Eigenthum, stoßen aber den Lebenden von sich. Wer also absichtlich den Leichnam unbestattet läßt, versündigt sich gegen beiderlei Gottheiten zugleich, indem er den einen vorenthält, was ihnen gebührt, den andern ausdrängt, was sie nicht mögen. Hierauf bezieht sich die Drohung des Teiresias, der dem Könige weissagt, er werde seinen eignen Sohn zum Opfer bringen müssen, weil er die lebende Antigone im steinernen Grabgewölbe zu den Todten, den todten Polyneikes zu den Lebenden gesellt. Mit diesem unbedachten Urtheilspruch führt Kreon das Grauenverhängniß über sein Haus herbei. Indesß handelte er hierin nur bedachtlos oder zornmüthig,

so wäre er nur verächtlich oder verabscheuungswerth und auf keine Weise dazu geeignet, der Repräsentant des Königthums zu sein. Er kündigt sich aber offenbar sehr würdevoll als neuen Herrscher an. Zwar, meint er, sei es nicht möglich, die Gesinnung eines Fürsten, die Richtung seines Geistes, die ihn bestimmenden Ansichten, zu erkennen, bevor er sich in der Leitung des Staates bewährt habe; indefs stehe fest bei ihm, daß der Regent immer nur die besten Rathschläge wählen und durch keine Furcht sich abhalten lassen dürfe, dieselben kund zu thun; wer aber irgend einen Freund in seiner Schätzung höher stelle als das Vaterland, den stoße er aus von der Zahl der Bürger. Darum schwört er beim höchsten Gott, der auf Alle niederschaut, daß er nicht gleichgültig zusehn werde, wenn das Wohl des Ganzen sich gefährdet finde, auch werde er keinen Feind des Staates sich zum Freunde wählen, weil er wohl wisse, daß der Staat der gemeinsame Erhalter und Pfleger sei, von welchem Wohl und Wehe der Einzelnen abhänge. Und um diese Gesinnung zu bewahren, verhängt er eben jene Strafe. In solches Licht gestellt, verliert Kreon nichts an seiner Würde; sein Zweck ist nicht zu tadeln, selbst wenn er sich in den Mitteln zu seiner Erreichung vergreift. Nachdem aber einmal der Befehl gegeben ist, muß auf die Vollziehung desselben streng gehalten werden, denn, sagt er richtig, „den König, den

Die Stadt erhöht, auf den allein zu hören ziemt,
Im Kleinen, im Gerechten und im Segentheil,
Denn größtes Uebel gibt es nicht als Anarchie.“

Solche, auch von uns durchaus anzuerkennende Gesinnungen sind es, die uns für diesen Charakter interessiren, und die Zeichnung ist in hohem Grade kräftig und eigenthümlich. Daß er sich von leidenschaftlicher Aufwallung hinreißen läßt, ist freilich ein Fehler, aber die Alten waren auch weit entfernt, erträumte Ideale zu tragischen Helden zu machen. Die überfeine Läuterung von allen Makeln gehört der neuern sentimentalen Dramatik an, welche in eben dem Maße aufhört, ein Bild des Lebens auf der Bühne wiederzugeben, als sie es vermeidet, die Wirklichkeit zu copiren.

Hierbei darf auch Folgendes nicht unbeachtet bleiben. Das Drama verlangt schon seinem Namen nach Handlung, und diese be-

ruht auf der Verwickelung, welche letztere hervorgeht aus dem Conflict zweier feindlichen Willensäußerungen. Der Held des Stückes hat einen Zweck, den er verfolgt; an seiner Verwirklichung wird er gehindert durch ein andres Subject, welches sich in seiner Persönlichkeit durch jenes Streben beeinträchtigt sieht. Das Großartige der griechischen Tragödie besteht nun noch darin, daß diese zunächst individuellen Zwecke von höherer allgemeinerer Geltung sind. So vertritt hier Kreon, während er bei seinem Eigenwillen beharrt, doch das weltliche Interesse der Fürsten überhaupt, als einer berechtigten öffentlichen Macht, ohne welche der Staat nicht bestehen kann.

Ihm gegenüber erscheint nun Antigone, die hehre Jungfrau, als Vertreterin einerseits des göttlichen ewigen Gesetzes, das Jedem in's Gewissen geschrieben ist,

Das nicht von heute oder gestern stammt, nein stets
War's da und Keiner weiß, woher es uns erschien.

Dies Gesetz ist Religion und Liebe zur Gottheit, d. h. getreue Erfüllung heiliger Sazungen und innigere Hingebung an das Göttliche, mit Hintansetzung und selbst Aufopferung des Irdischen; denn der Zeitlichkeit gehört der Mensch nur für eine kurze Weile an, dort aber ruht er ewig; darum muß er trachten, den Unsterblichen wohlgefällig, zu ihnen hinüber zu gehen. So ehrenwerth aber auch eine solche Denkweise an sich ist, so bemerkt doch der Chor mit weiser Besonnenheit, wie sie dem erfahrenen Greise zukommt, daß es von dem Einzelnen als solchem die höchste Vermessenheit sei, sich der bestehenden Obrigkeit gegenüber nach eigener Einsicht zum Schiedsrichter über Recht und Unrecht zu machen, und sich solchermaßen selber auf den Thron der Gerechtigkeit (der Dike) zu setzen, mit Gefahr beim Hinansteigen an den Stufen zu stürzen. *)

*) So verstehe ich die Worte

προσᾶς ἐπ' ἔργατον θεάων,
ἐψηλὸν ἐς Δίκας βάθρον,
προσέπεσας, ὡ τέκνον πολὺ. Antig. 853 — 855.

Wie Solger sie verstanden, ist nicht klar:

Zum Ziel des kühnsten Muthes auf,
Zu Dike's Thron emporgedrängt,
Gewaltig stiepest du an, o Kind.

Andererseits glaubt Antigone sich zur Bestattung des Polyneikes deshalb verpflichtet, weil es ihr Bedürfnis ist, die Tugend schwesterlicher Liebe zu üben, und um so mehr als sie keinen andern Bruder hat, an welchem sie diese Zuneigung bewähren könnte. Ihre Aeußerungen in dieser Beziehung sind überraschend. Sophokles nämlich läßt sie sagen, um ihre kühne That vor den Bürgern zu entschuldigen: daß sie weder für eines ihrer Kinder, wenn sie Mutter wäre, noch für ihren Gemahl, wenn sie sich vermählt hätte, etwas Ähnliches gewagt haben würde, weil Ehemann und Kind sich ersetzen lassen, ein Bruder aber nicht, da die Eltern todt sind. Es ist also nicht bloß die Ehrfurcht gegen die Götter, sondern auch und vorzugsweise die Schwesterliebe, d. h. die Pietät, welche Beides umfaßt, wodurch sie sich bestimmen läßt. Die angeblich Sophokleischen Verse, von denen hier die Rede ist, lauten in einer gelungenen Uebersetzung bei Schöll im Leben des Sophokles, S. 120, also:

Denn niemals hätt' ich, falls auch Kinder ich gebar,
 Falls einen Satten mir der Tod dahin gerafft,
 Dem Volk zuwider, unternommen solchen Dienst.
 Und welcher Grund berechtigt, so zu reden, mich?
 Starb ein Gemahl, es fände sich ein zweiter wohl,
 Ein Kind vom zweiten Manne, ward ich Desß beraubt;
 Doch da mir Mutter birgt und Vater Grabesnacht,
 So kann ein Bruder niemals wieder mir erblich'n.
 Aus solchem Grunde hab' ich denn mit Vorzug dich
 Geehrt, und so nach Kreon's Meinung mich verfehlt
 Und frech gehandelt, o geliebter Bruder mein;

Trotz der sehr freien Uebertragung hat S. die an sich klaren Worte nur dunkel gemacht. Das von mir unterstrichene emporgedrängt mag ein volltönendes Wort sein, aber es ist jedenfalls durchaus falsch und gibt einen schiefen Sinn; denn *προσβάς* heißt füglich nichts anderes als vorschreitend, vorwärts gehend, worin der freie Entschluß liegt, gemäß welchem Antigone für ihre Kühnheit verantwortlich wird und der Strafe anheim fällt; während emporgedrängt passiv ist und die Jungfrau als von einer fremden Macht gezwungen darstellt; und hiermit geht der ganze Sinn des gewichtigen Spruches verloren.

Und nun ergriffen, führt gewaltsam er dahin
 Mich unvermählet, ungetraut, vom Chelooß
 Noch nicht theilhaft, nicht von Kinderglück erreicht;
 Nein, so verwaist an Liebe muß — o Mißgeschick! —
 Ich lebend eingeh'n in der Grabeshöhle Schlund.

Die Ähnlichkeit dieser Aeußerung der Antigone mit Dem, was Herodot von einer vornehmen Perserin erzählt, welche es von der königlichen Gnade erhielt, sich aus ihren, zum Tode verurtheilten, Angehörigen einen auszuwählen, welchem das Leben geschenkt werden sollte, und die dem Bruder den Vorzug gab, weil er allein, da die Eltern gestorben, unerseßlich sei, — ist auffallend. Schöll findet nun, und keinesweges ohne triftige Gründe, die Aeußerung im Munde der Antigone unpassend, auf ihre besondere Situation wenig anwendbar und die Erhabenheit ihrer sonst heroisch erscheinenden Gesinnung erniedrigend. Deshalb ist er der Meinung, daß diese Verse zu den interpolirten in der Tragödie gehören, was sehr wahrscheinlich ist, obgleich sich sonst keine Beweise dafür anführen lassen. Wir haben ihnen daher, weil sie gemeinhin für Aecht gelten, wenigstens diejenige Deutung zu geben gesucht, die uns die ungezwungenste und für den Charakter der Antigone vortheilhafteste zu sein schien.

Möchte nicht aber gleichwohl für die Aechtheit jener Verse, selbst wenn diese weniger passend oder geradezu ungehörig sein sollten, was denn doch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, die Erwägung sprechen, daß Sophokles, schon vermöge des freundschaftlichen Verhältnisses, in welchem er zu Herodot stand, wirklich Manches, was ihn in dem Werke dieses Historikers besonders ansprach, entlehnte und gern wiederholte? Ich führe zum Beweise nur Eines an. Bekanntlich erzählt Herodot im ersten Buche den Aufenthalt des Solon am Hofe des Kroßus. Der athenienische Weise soll, geblendet durch die vielen Schätze, erklären, daß er den König für den glücklichsten der Sterblichen halte; er aber will ihn, nach dem, was er gesehen, wol vom Schicksal bevorzugt, aber nicht glücklich nennen, weil dazu mehr gehöre, auch ein gutes Ende; darum, bevor Einer gestorben, müsse man sein Urtheil zurück halten und ihn nicht glücklich preisen; überhaupt habe man bei jedem Dinge auf den Ausgang zu sehen (*σκοπέειν δὲ γὰρ πᾶντος χρόματος ἐν*

ελευτήν). Diesen Gedanken finden wir mehrmals bei Sophokles angedeutet oder in derselben Weise ausgesprochen. So fängt gleich in den Trachinierinnen Deianira damit an: „Ein alter Ausspruch ist unter den Menschen verkündet, daß man das Leben des Sterblichen nicht hinlänglich zu kennen vermöge, bevor er gestorben, ob es ein wahrhaft beglücktes oder unglückseliges sei.“ Derselben Inhalts sind die Worte des Chors am Schlusse des Oedipus, wo der gewaltige Sturz dieses allgeehrten Herrschers (ὁ πᾶσι κλεινὸς Οἰδίπους καλούμενος) ihm die Worte entlockt: „Man müsse, auf den letzten Tag sein Augenmerk richtend, keinen Sterblichen glücklich preisen, bevor er über das Ziel des Lebens hinaus gelangt sei, ohne etwas Schmerzliches erlitten zu haben.“ Vergleichen wir diese beiden Stellen mit Dem, was wir im zwei und dreißigsten Capitel des ersten Buches bei Herodot lesen, so werden wir uns der Vermuthung nicht erwehren können, daß Sophokles aus dieser Quelle geschöpft habe.

Sind nun aber Herrschermacht und Aufrechthaltung der Ordnung im Staate durch geziemenden Gehorsam der Unterthanen, so wie Frömmigkeit und Schwesterliebe die herrschenden Motive, durch welche der Verlauf der tragischen Handlung bestimmt wird; oder allgemein genommen, handelt es sich um die höchsten Interessen, die sich zu allen Zeiten als dieselben bewähren, als fest begründet und unwandelbar: so können wir unmöglich eine solche Tragödie für veraltet und bloß national und local, gebunden an ein bestimmtes Volksthum und Dertlichkeit halten, falls nur die sonstige Behandlungsweise keine allzu fremdartige ist. Das Letztere wäre der Fall, wenn die nationale Färbung des Stückes, die allerdings nicht fehlen darf, so speciell und eigenthümlich wäre, daß sie bei dem Zuschauer die innigste Bekanntschaft mit dem griechischen Alterthum voraussetze, oder auch wenn die poetische Form entweder zu roh wäre, um einem verfeinerten Geschmacke zuzusagen, oder zu künstlich, um einen nicht zu mühevollen Genuß zu gewähren. Dies wären allerdings unüberwindliche Hemmnisse: aber sie sind nicht vorhanden. Denn was den ersten Punkt, die Kenntniß des Griechenthums, betrifft, so wird allerdings der Grad des Verständnisses mit der Höhe der Bildung in gleichem Verhältnisse stehen; aber verschlossen ist

die vollkommene Auffassung des Stückes nach seinen Hauptzügen auch dem gewöhnlichen Beschauer nicht. Und mehr kann Lesterec selbst bei einem einheimischen dramatischen Werke von Bedeutung, z. B. Faust, sich nicht versprechen. Wer da hat, dem wird gegeben. Die poetische Form zweitens ist zwar höchst gebildet, aber doch nur so, daß sie sich dem Inhalte angemessen erweist, d. h. im Dialog, wo es auf klare Auseinandersetzung ankommt, einfach und zwar in hohem Grade, in den Gesängen dagegen, wo die angeregte Empfindung überströmt, oder die Reflexion für den Tieffinn des Gedankens einen Ausdruck sucht, da ist die Sprache gehoben und voll lyrischen Schwunges, aber dennoch niemals überfliegend, sondern auch hier vom Maasse geregelt. Wie überall in ihrem Seyn und Wirken, so huldigten die Griechen auch hierin der Harmonie, der Angemessenheit von Aeußerem und Innerem, von Wort und That, und eben so von Gedanke und Ausdruck. *)

Gleichwohl sind es zwei Punkte, auf die als wesentlich abweichend vom Modernen hingewiesen werden muß, um zu sehen, ob und wie sich erledigen lassen, wir meinen Sittlichkeit und Religion, in sofern Beide dem Drama der Alten wesentlich sind.

Was die Sittlichkeit betrifft, so mag allerdings dem heroischen Zeitalter, welchem dieser Sagenkreis angehört, der Vorwurf einer gewissen Verbtheit, die wol bis zur Rohheit fortgeht, nicht mit Anrecht vorgeworfen werden, und Thaten und Worte der Homerischen Helden geben hierzu mancherlei Belege. Allein es erweist sich eben darin ein bedeutender Fortschritt bei den Tragikern, daß in ihren Poesien die heroischen Gestalten nur das Großartige beibehalten, den entstellenden Kost des Alterthums aber abgeschleift haben. Jene wahrhafte Idealität, welche das Bild zu veredeln versteht, ohne die charakteristischen Züge zu verwischen, ist eines der Mysterien der tragischen Kunst, wie es überall nur höchst wenigen Dichtergentien bekannt war. Die Erhebung von dem Standpunkte unmittelbarer Wirklichkeit zur poetischen Höheit, — denn wie Menschen und Dinge

*) Man vergleiche hiermit, was A. Böckh über Pindar Treffendes bemerkt. Ueber die Versmaasse des Pindaros, S. 23, f.

unmittelbar sind, passen sie in den Rahmen tragischer Gemälde nicht, — ist eine Klippe, welche fast nur die Griechen glücklich zu umschiffen wußten, während die Neuern mit wenigen Ausnahmen, unter denen Shakspeare und Goethe vor Allen zu nennen sind, daran fortwährend scheitern. Nicht Idealsirtes, sondern Ideale geben sie und füllen die Bühne, welche ein Bild des Lebens sein soll, mit Schattengestalten, denen die markige Kraft fehlt, und will man ihnen scharf in's Angesicht sehen und sich ihrer Umarmung nähern, so zerfließen sie in leichte Luft, ganz ähnlich dem trägrischen Traumbilde. Solche Abstracta kennt Sophokles nicht. Die von ihm vorgeführten Personen sind lebensfrisch und völlig. Darum scheuen sie sich auch nicht, was wahrhaft Menschliches in ihnen wogt und wallt, herauszuführen. Dies aber führt eine gewisse Nativität der Ausdrucksweise herbei, die uns ungerne erscheinen kann. Antigone beweint auf ihrem Todeswege den Verlust so vieler Freuden, deren sie in den Armen eines geliebten Vaters theilhaft werden können, und zu deren Vollgenuß Stand und Jugend sie berechtigen. Das sind nicht bloß natürliche Empfindungen, sondern auch pathetische, schon deshalb, weil sie sich durch Naturdrang gewaltig erweisen, und des Anklangs im verwandten Herzen gewiß sein können. Gleichwohl nehmen wir daran Anstoß und wollen nicht, daß das Natürliche sich auch als solches kund gebe; wir mögen wol Klagen über verlorene Liebe, nicht aber Thränen über entbehrten Liebesgenuß: und so rührend an ihrem Orte Antigone's Trauergefang sein mag, wir unsres Dafürhaltens bekennen ebenfalls, daß jene mehr sinnlichen Anklänge nun einmal nicht zu unsrer Anschauungsweise passen, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht. Indes dies Fremdartige ist weit entfernt unsittlich zu sein und das unschuldige Gemüth zu befecken. Uebrigens bleibt es wahr, daß der Antigone eine gewisse Männlichkeit, im Gegensatz zu der durchaus weiblich zarten Ismene, eigen ist, aber in energischen Naturen, die einen beherzten Entschluß auszuführen tüchtig sein sollen, wird dies als nothwendig erscheinen und darum nicht mit Zug getadelt werden können.

Erwähnenswerth dünkt uns in dieser Beziehung die Meinung, daß die alten Tragiker, welche bei der Abfassung ihrer Tragödien die Individualität der ihnen zugetheilten Schauspieler überhaupt zu berücksichtigen

schäftigen pfliegten und die ihnen zu gebenden Rollen danach modificirten, *) die weiblichen Charaktere deshalb männlicher zeichneten, weil sie von Männern dargestellt werden sollten. Indesß wieviel Wahres auch daran sein mag, es genügt nicht zur Erklärung; denn der männlichen Haltung einer Antigone und Elektra steht die zarte Weiblichkeit der Ismene und Chrysothemis gegenüber, obgleich auch diese letzteren von Männern gespielt wurden.

Abgesehen von kleinen Makeln, die auch nur durch das gefärbte Glas unsrer modernen Convenienz als solche sich ausnehmen, finden wir bei den Tragikern eine reine Sittenlehre, wie man sie von der kernhaften Durchbildung derselben in den Schulen der tüchtigsten Weisen nur erwarten kann. Indesß zieht Sophokles, obschon reich an gebiegnen Sentenzen, es doch vor, lieber die That als das Wort zum Träger des Sittenspruchs zu machen. **)

*) Von Sophokles berichtet der alte Biograph: *πρὸς τὰς φύσεις τῶν ἑποικριῶν γράψαι τὰ δράματα.* Soph. ed. Brunck. p. XX.

**) Charakteristisch ist in dieser Hinsicht für die Denkweise des Sophokles der Ausspruch der Antigone:

λόγους δ' ἐγὼ φιλοῦσθαι οὐ σέβω φιλῶν

Die Freundinn, die mit Worten liebet, lieb' ich nicht.

Antig. 542.

Ueberall soll die ethische Gesinnung durch die That offenbar werden, während das bloße Gerede von Biederfönn eher verdächtigt als anpreist, jedenfalls an sich machtlos ist und nicht zum Ziele führt.

Noch größere Beachtung verdient eine andre, hierher gehörige Stelle, in dem Oedipus Coloneus, einem Werke, in welchem sich das sittliche Gepräge der Sophokleischen Tragödie am reinsten ausdrückt und überhaupt die ethische Bildung des Dichters auf ihrem Höhepunkt erscheint. Nachdem nämlich Oedipus den von ihm begangenen Doppelfrevel des Vätermordes und der Blutschande erkannt hatte, wollte er, von eigener Hand geblendet, in die Verbannung gehen, doch litten es die Seinen nicht. Als aber der erste Schmerz sich gelegt und die Ueberlegung, wie bezammernswerth für einen von Alter belasteten blinden Greis das Herumirren auf fremdem Boden sein mußte, ihn zu bleiben bestimmte, da erst wurde er gewaltsam von den eignen Blutsverwandten ausgestoßen, damit ihnen der Besitz des ererbigten Thrones desto sicherer zu Theil würde. Als nun aber

Es kann nur eine beklagenswerthe Verirrung genannt werden, wenn man vom Drama wortreiche moralische Erörterungen verlangt, und das Theater zu einer Besserungsanstalt in ganz gewöhnlichem Sinne machen will. Es gehört weder Gelehrsamkeit, noch Scharfsinn, noch — und zwar am allerwenigsten — Poesie dazu, um sich in redseliger Breite über Gebrechen des Herzens und deren sittliche Heilung zu ergehen, und die Phalanx der deutschen moralischen Lehrdichter beweist schon durch ihre Anzahl, wie leicht sich

der König in seiner schmachvollen Erniedrigung nach vielen Mühsalen an das Ziel seiner Wanderung, in den heiligen Hain der Eumeniden bei Athen gekommen und von Theseus gastlich aufgenommen war, da erschien, gemahnt vom Orakel, daß Oedipus Rückkehr für das Wohl Thebens nothwendig sei, zuerst Kreon, nachher Polyneikes, um ihn zurück zu führen. In einer pathetischen Rede schildert Kreon dem Greise die Leiden der Verbannung, der Entbehrung jeder Leibespflge, die durch seine Wanderung immer weiter sich verbreitende Kunde von des Hauses Schande; dann führt er ihm den beklagenswerthen Zustand seiner Tochter Antigone zu Gemüthe, wie sie ihre Jugend verkümmere, um die Freude der Liebe gebracht werde und, entblößt von Schutz, jedem Räuber zur Beute preisgegeben sei: nur den wahren Grund, der ihn zu so scheinbarem Edelmuthe bewegt, verschweigt er klüglich. Da entlarvt ihn Oedipus und zeigt, wie das, was er sprach, den Worten nach wol gut klinge, aber der That nach heimtückisch sei (*λόγῳ μὲν ἔσθλα, τοῖσι δ' ἔργοισιν κακὰ*) und darum beginnt er auch in seiner energischen Gegenrede mit der Apostrophe:

O der du Alles wagst und aus gerechtem Wort
Des Truges Fallstrick spinnend, mich herücken willst.
Was suchst du doch auf's Neue zu umgarnen mich,
Auf daß umgarnt ich stürze in das höchste Leid?

765. Denn vormals als an herben Nöthen ich daheim
Erkrankte und willkommen mir Verbannung war,
Berweigertest dem Bittenden du diese Gunst;
Doch als bereits sich sättigte mein Ungeflüm,
Und süß mir schien, zu bleiben in dem eignen Haus,
770. Da stießest du und warfdest mich hinaus; das Band
Der Blutsverwandtschaft hatte für dich keinen Werth.
Und jeho wieder, schauend, daß nun diese Stadt

dieser Lorbeerkranz, falls einer dafür zu Theil wird, erlangen läßt. Lediglich in sofern die Sentenz nothwendig ist, um auf den Willen der Mithandelnden im Drama zu wirken, ist sie am rechten Orte; nur darf sie auch dann noch das Maäß nicht überschreiten und mehr Belehrung geben wollen, als für den jedesmal vorliegenden Fall möglicherweise angewendet werden kann. Alles Uebrigc ist Ueberfülle, stört die Illusion und weit entfernt das Interesse zu verstärken, schwächt sich dasselbe: „man merkt die Absicht (des Dichters), das

- Und alles Volk wohlwollend mir zur Seite steht,
Suchst du Verlockung, Böses birgt dein Schmeichelwort.
775. Welch ein Geläst, zu spenden unwillkommne Günst?
Befehzt, du selber suchtest Hülfe bei dem Freund,
Er gäbe nichts und wölte nicht gefällig sein;
Doch wenn dein Wunsch gestillt, dann wäre er bereit
Zur Hülfe, wo nicht mehr die Günst auch Günst erzeugt!
780. Nähm'st du wol an den allzu späten Liebesdienst?
Und doch ist Solchem ähnlich, was du jetzt mir bringst,
Den Worten nach vortrefflich, böse in der That.
Dich zu entlarven künde ich's auch Diesen an:
Du kommst mich fortzuführen, doch nicht in das Haus
785. Mich einzuführen, drauß'n nur, damit die Stadt
Vor dieses Landes Schreckensdrauß'n gesichert sei.
Doch Dies erlangst du nimmer; was du nur erlangst,
Ist daß euch dort umschwebet stets mein Rachegeist.
Auch sollen meine Söhne von dem Heimathland
790. Erlösen nichts, als so viel Raum für's Grab genügt.
Kenn' ich nicht Thebens Schicksal besser als du selbst?
Um vieles wol, da deutlicher mein Ohr vernimmt
Apollon und Zeus selber, der sein Vater ist.
Zwar ist hierher dein trügerischer Mund genahzt,
795. Gerüstet mit Gewandtheit, doch erzielst du dir
Viel eher durch dein Neben Unheil als Gewinn.
Doch davon überzeug' ich dich doch nicht: so geh,
Uns aber laß hier leben, leben wir doch nicht,
Selbst so gestellet, schmerzlich, da es uns genügt.

Also auf Uebereinstimmung von Wort und That wird gedrungen und die Unwürdigkeit des bloß eitlen Redeprunkes gezeigt. Es ist aber Dies um so mehr für die eigne Ansicht des Sophokles zu

Publicum mit Sentenzen zu züchtigen) und wird verstimmt." Andererseits muß die an den Zuschauer gestellte Forderung, durch eignes Nachdenken auf die Reflexion zu kommen, die sich als Resultat der dramatischen Vorgänge erweist, dazu dienen, die Theilnahme zu erhöhen. Auf eine äußerst geistreiche und ergötzliche Weise hat der geniale Dicht diese Lehrsucht der Dramatiker persiflirt und das Lächerliche derselben herausgestellt. Doch leidet auch schon unter den Alten Euripides an diesem Fehler.

Da man hierüber immer noch nicht im Klaren ist, so sei auch uns vergönnt, eine nicht eben durchaus neue und tief sinnige, aber klare und bewährte Meinung auszusprechen, sollten wir auch damit angeschuldigt werden, eine Eule nach Athen zu bringen. Schiller in seiner viel besprochenen Kritik der Bürger'schen Gedichte stellt den Satz auf, daß es Sache des Dichters sei, die Frucht aller geistigen Errungenschaft, die tiefsten Ideen der Wissenschaft, gekleidet in das anmuthige Gewand poetischer Formen der größern Menge mitzutheilen und durch solche umfassende Belehrung bildend auf die Nation zu wirken. Daß die Poesie einen solchen gedeihlichen Einfluß haben könne und auch zum Theil wirklich gehabt habe, kann nicht geläugnet werden und muß ihren Werth nur erhöhen. Wird aber hiervon ein Maassstab für die Beurtheilung poetischer Erzeugnisse entnommen, so dürften nicht bloß die Bürger'schen Ge-

nehmen, als er dieses Stück mit besondrer Beziehung auf sich selber schrieb und darin seine eigne Rechtsache in zwiefacher Hinsicht führte. Bekanntlich hatten seine Söhne aus Habsucht den greisen Vater des Wahnsinns angeklagt und der Dichter widerlegte thatsächlich die Beschuldigung durch Vorlesung dieses Meisterwerks, worin er zugleich unter den Personen des Kreon und Polyneikes die arglistig versuchte Verleitung der Richter in ihrer Blöße darstellte. — Auf den mit einiger Wahrscheinlichkeit erhobnen Zweifel an der Richtigkeit dieser Erzählung nehmen wir um so weniger Rücksicht, da Böckh wie vor ihm Lessing, sie auf das Zeugniß des Cicero, Plutarch, Lütian und andrer ehrenwerthen Männer unangefochten läßt und darauf seine mit eben so viel Scharfsinn als Sachkenntniß gefährte Untersuchung über den Zwist zwischen Sophokles und Tophon stützt. Vergl. Ind. Lect. hib. 1825.

dichte; sondern die anerkannt besten Poesien aller Zeiten und Völker ihres bis dahin behaupteten Werthes verlustig gehen. Auch müßte die didaktische Poesie unter allen andern Gattungen den höchsten Rang einnehmen, und doch wird aller Gegenrede ungeachtet kein Unbefangener solcher Ansicht huldigen. Nebenher fällt auch jede Grenzscheide von Prosa und Poesie weg. Was in neuerer Zeit, besonders von Hegel in den vortrefflichen Vorlesungen über die Aesthetik, Geistreiches hierüber gelehrt worden ist, behält überall seinen hohen Werth. Unsere Absicht hier ist, den Gegenstand von einem weniger hohen Standpunkte, dem allgemeinem Verständniß faßlicher anzudeuten. *) Will man zu einer wahrhaften und wirk-

*) Sehr richtig bemerkt in dieser Beziehung ein tüchtiger Kenner der neueren Philosophie und selber ein gründlicher Lehrer der Aesthetik: „Die Kunstphilosophie hat auf ihrem weit höhern Standpunkte noch nicht diejenige Anerkennung, vielleicht auch nicht diejenige Durchbildung erlangt, daß man ihre Sätze mit dem Vertrauen auf allgemeine Zustimmung in didaktischem Tone aussprechen könnte. Und könnte man es auch, so enthielten sie doch jedenfalls tiefere Gedankenbestimmungen, als daß sie ein ganz müheloses Verständniß zuließen.“ J. J. Eschenburg's Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste. Fünfte, völlig umgearbeitete Ausgabe von Dr. M. Pinder. Berlin, 1836. S. V. Wir können uns nur einverstanden mit ihm erklären, wenn er sagt, daß „die Prosa stets einem äußern Zwecke dient, zunächst Belehrung, Aufklärung und Ueberzeugung des Verstandes beabsichtigt, dahingegen die Poesie ihren Zweck in sich trägt, um ihrer selbst willen da ist. — Es ist durchaus eine niedre Betrachtungsweise, wenn man nach einem Zwecke der Poesie fragt, und ihr den zwiefachen Zweck zu gefallen und zu belehren aufbürdet. Freilich gefällt und belehrt sie, aber absichtslos; sie hat diese Wirkung, nicht diesen Zweck.“ Ebendas. S. 24. Indesß kann gar wohl von einem Zweck der Poesie die Rede sein, nämlich von dem subjectiven des Lesers, welcher doch um irgend eines Zwecks willen ein Werk der Poesie in die Hände nimmt. Denn was den Autor betrifft, so dürften gerade die höchsten Leistungen in der Prosa ebenfalls zwecklos im gewöhnlichen praktischen Sinne sein und lediglich aus der innern Nothigung hervor gehen, die gewonnenen Ueberzeugungen auf

lich durchgreifenden Unterscheidung gelangen, so wird man darauf zurück gehen müssen, daß die Poesie gerade wie jede andre Kunst für geistigen Genuß allein bestimmt sei und ihren Zweck hinlänglich erfülle, wenn sie die Seelenkräfte auf eine freie, von jeder Bedürftigkeit ferne, Weise in harmonische Thätigkeit setzt und durch gleichzeitige Anregung von Kopf und Herz diejenige geistige Lebendigkeit in uns erweckt, die an sich schon Vergnügen gewährt. Zur Erklärung Dessen dient die vollkommene Analogie des Körpers, der sich dann am wohlsten fühlt, wenn seine Organe in der freiesten naturgemähesten Übung sind. Gilt nun auch die aufgestellte Norm allgemein, so versteht es sich doch von selber, daß nicht jedes Gedicht, um seines Namens werth zu sein, den höchsten Anforderungen zu entsprechen, nicht die möglich größte Fülle des Genusses zu verschaffen braucht. Während also die einen mehr die Phantasie anregen, beschäftigen andre mehr den Verstand, je nach der Eigenthümlichkeit des Dichters und dem jedesmal beabsichtigten Eindruck. Warum aber gefallen Dichtungen am meisten von gewichtigem, auch sonst ersprießlichem, Gehalte? weil der gebildete Mensch am liebsten bei den Gegenständen verweilt, welche für ihn überall die beachtenswerthesten sind, bei den Ideen, von denen das Leben getragen wird. Je mehr durch unablässigen Gebrauch seine höhern Seelenkräfte gestärkt sind, desto mehr wird ihm zu leichtem Genuß, was minder Geübten Anstrengung und Arbeit ist. Immer aber kann, nach unserm Bedünken, die Poesie das didaktische Element nur als Behikel, als Mittel zum Zweck, brauchen, nie aber selber sich als letzten Endzweck vorsetzen. Machen wir hiervon mit wenigen Worten die Anwendung auf die Dramatik und sehen im weiteren Verlaufe zu, wie Sophokles hierüber gedacht haben müsse, wenn, wie natürlich, aus der Beschaffenheit der Werke auf die leitende Ansicht des Dichters zu schließen ist.

irgend einem Gebiete der Erkenntniß zur äußern Darstellung zu bringen, nicht um Andre zu belehren, sondern um sich selbst die Befriedigung schöpferischer Thätigkeit zu gewahren. Demnach würden auf ihrem Höhepunkte in so fern Prosa und Poesie gleich frei und von äußern Rücksichten unabhängig erscheinen.

Zunächst ist die herrschende Ansicht über die Dramatik der Alten uns allerdings entgegen. Wir wissen nämlich sehr wohl, daß die Kunsttrichter, welche dem Drama einen didaktischen Zweck unterschieben, sich nicht bloß mit der Autorität des Aristoteles schützen, sondern auf die eigenen Aussagen klassischer Dichter berufen können. Was den Aristoteles betrifft, so kann nicht geläugnet werden, daß er als Philosoph und zwar als einer, der mit besonderer Vorliebe und jener Thätigkeit, die allen seinen Erzeugnissen einen bleibenden Werth gibt, die Moralphilosophie anbaute, auch in den Leistungen der Tragödie das Moralische zum Prinzip machen wollte. Wieviel Vortreffliches aber auch die Fragmente seiner Poetik — denn ein Lehrgebäude ist es nicht — enthalten, so ist dennoch sein Standpunkt in vieler Beziehung irrig. So erweist sich schon seine Ansicht von der Ursache des Wohlgefallens an Kunstwerken, als entstehe es aus der bemerkten glücklichen Nachbildung der Außenwelt, durchaus als unhaltbar, indem er was die Kunst nur nebenher leistet und auch nur in gewissen Gattungen, für das Wesentliche und Allgemeine nimmt.

Wichtiger scheint uns, was in dieser Hinsicht zwei der größten Dichter des griechischen und römischen Alterthums ausgesprochen haben, Aristophanes und Horaz. Bekanntlich war die alte Komödie ihrem Charakter nach politisch, indem sie die jedesmaligen Gebrechen des Staates mit Freimüthigkeit, die nicht selten in Zügellosigkeit überging, rügte und durch Warnungen und Belehrungen fördernd auf das allgemeine Wohl einzuwirken strebte. So blieb die Bühne freilich ein öffentlich autorisirtes Tribunal, vor welchem man sich auch dann noch scheute, als das Ansehen der, die öffentliche Sittlichkeit besonders beaufsichtigenden, Gerichtshöfe bereits gesunken war. Dieses Nützlichkeitsprinzip nun, von welchem wir einstweilen einräumen wollen, daß es die Quelle gewesen sei, aus welchem die Erzeugnisse der alten Komödie hervor gingen, macht Aristophanes auch für die Tragödie oder überhaupt für die Poesie geltend. Er sagt ausdrücklich, daß die Dichter eben das für die Erwachsenen leisten sollen, was der Schulmeister für die kleinen Kinder. Ganz mit Unrecht bezieht Wachsmuth *) diesen Ausspruch bloß auf die Komödie

*) Hellenische Alterthumsk. I. 2. 160, im Uebrigen ein Werk von ausgezeichnetem Fleiße und großer Thätigkeit.

und läugnet er hierbei die Beziehung der Tragödie, weil sie auf mythischem Boden spiele, auf die Zeit der atheniensischen Demokratie. Er sagt: „Wenn die Tragödie an die dunkle Nacht des Schicksals nur von fern erinnerte, indem Keiner der Zuschauenden in der Könige und Heroen Frevel etwas auf ihn Bezügliches zu finden vermeinte, so sollte die Komödie — nach Aristophanes Erklärung — die Menschen im Staate besser machen, der komische Dichter ein Lehrer der Erwachsenen und die Komödie auf das Höchste gerichtet sein.“ Doch Dies verhält sich keinesweges also. Zu sagen, daß die Tragödie nur dunkel an die Nacht des Schicksals erinnert, während die alte Tragödie die Nacht des Schicksals darzustellen überall trachtete; und dann, daß Keiner im Drama Etwas auf ihn Bezügliches finden konnte, während das Interesse einmal schon in dem Volkstümlichen, also auch auf jeden Griechen Bezüglichem, dann in dem allgemein Menschlichen lag, welches in dem Schicksale der Könige und Heroen ein Bild des Lebens gab, wobei Jeder theilhaftig ist! Noch viel wichtiger aber ist, daß die tragischen Dichter vielfach in diesen mythischen Dramen auf ihre eigene Zeitgeschichte anspielen und zwar mit der unverkennbarsten Absichtlichkeit, so daß ein Theil des nachhaltigen Eindruckes, den sie hervor brachten, gerade auf dieser Bezüglichkeit beruhte. *) Um hierüber nicht weitläufig zu sein, so erinnern wir nur daran, daß die Hauptideen, welche jeder Tragödie zu Grunde lagen, und welche zum Theil am Schlusse noch besonders vom Chore hervorgehoben werden, allgemeiner Natur und als solche von der unbeschränktesten Bedeutsamkeit sind. Vollends aber, wenn Wachsmuth sagt, daß die Komödie (im Gegensatz zur Tragödie) jene ethische Aufgabe habe und zwar „nach Aristophanes Erklärung“, so zeigt eine nähere Ansicht der Stellen, auf die er sich beruft, nicht nur nichts davon, sondern eher das Gegentheil. Er citirt aber die Frösche, wo die von ihm angeführten Worte heißen:

*) Ausführlich hat diese Beziehungen zu den Zeitereignissen in den Tragödien des Sophokles dargestellt Adolph Schöll in seinem gehaltreichen Werke: Sophokles, sein Leben und Wirken, worauf wir noch zurück kommen werden.

weil wir bessere Bildung

Darbiehen dem Volk in den Städten umher.

Indeß erstens, worauf gehen diese Worte? Aristophanes hatte Einen der Unterredner fragen lassen:

Du gib mir Bescheid, weshalb doch wol ist ein dichtender Mann zu bewundern?

und hierauf antwortet nun der Andere:

Der Geschicklichkeit halb und der sittlichen Zucht und

Also vom Dichter im Allgemeinen ist die Rede; jeder, der diesen Namen führt, soll einen solchen moralischen oder sonstigen Nutzen gewähren, und Aristophanes stützt sich hierbei auf das Beispiel der verschiedensten griechischen Dichter, unter denen jedoch gar kein dramatischer ist. Seine an sich schon merkwürdigen Worte lauten:

Schaue du selbst doch,

Wie von Anfang her nutzbar sich bewies das Geschlecht uredeler Dichter. Denn Orfeus hateinweihende Fest' uns gezeigt und des Nordes Enthaltung, Musäos der Seuch' Heilung und von Gott Ausspruch; Hesiodos aber Landbau und der Frucht Jahreszeit und des Pflugs. Doch der göttliche Sänger Homeros,

Wodurch hater Ehr' und Ruhm sich geschafft, als daß Brauchbares er lehrte, Schlachtreihe, Kriegsmuth und Wappnung des Heers?

Ganz ähnlich und, wie uns dünkt, nicht ohne ausdrückliche Nachahmung dieser Stelle spricht sich Horaz über Das aus, was die Dichter im Staate zu leisten haben. *)

Zweitens aber, Wer sind denn jene Unterredner, welche nach W. im Namen des Dichters die Sache der Komödie führen? Euripides und Aeschylos, von welchen wir nicht wissen, daß sie auch als Komödienschreiber berühmt geworden und darum als Wortführer der Komödie aufzutreten berechtigt sind. Eben so unrichtig ist es, wenn W. für seine Behauptung: „der komische Dichter sollte ein Lehrer der Erwachsenen sein“, sich auf Trötsche 1054. ff. beruft. Denn dort sagt wiederum Aeschylos in Beziehung auf die verführerischen Sujets, welche Euripides bearbeitet hatte, und der sich damit entschuldigte, daß er z. B. seine liebesüchtige Phädra nach wirklicher Sage gedichtet:

*) Epist. ad Pis. 391, seqq., womit man vergleiche Epist. II, 1. 126, seqq.

Nach wirklicher, wohl; doch bergen ja muß Böses, wer ein Poet ist, Und nicht vorzieh'n, noch zeigen dem Volk. Denn sieh, unmündige Knäblein Zu verständigen, sind Lehrmeister bestellt, den Erwachsenen aber die Dichter. Ja, durchaus liegt Nutzbares reden uns ob.

Hier ist also wiederum nicht von der Komödie, noch weniger vorzugsweise, sondern höchstens implicite die Rede. Zunächst hat Aristophanes offenbar die Nützlichkeit der Tragödie im Auge. Wäre dies noch zweifelhaft, so würde es seine völlige Beglaubigung darin finden, daß am Schlusse des Stückes Aeschylos vom Pluton mit den Worten auf die Oberwelt gesandt wird:

Nun, froh des Gedeih'ns zeuch Aeschylos hin
Und in Wohlfahrt lenk' uns unsere Stadt
Durch sinnige Red' und züchtige scharf,
Die bedachtlos sind, und das sind viel.

Indeß wenn auch die von W. angeführten Stellen für seinen Zweck nichts beweisen, so bleibt es darum nicht minder richtig, daß die alte Komödie eine ethische Richtung verfolgte, was durch keine einzelnen Citate bewiesen zu werden braucht, da der Beweis auf jeder Seite zu finden ist. Und dennoch ist es falsch, daß der Zweck der Komödie didaktisch war. Sie hatte mit der Tragödie den Ursprung und auch anfangs den Namen gemein und sollte nichts weiter sein als für den fleißigen Anbauer des Bodens eine geistige Erheiterung, ein mit satyrischem Scherz reichlich gewürztes Spiel: *Ludusque repertus et longorum operum finis*, sagt Horaz vom griechischen Schauspiel und spricht sich in ähnlicher Weise über das römische aus. Daß die Athenienser in die Komödie oder Tragödie gegangen seien, um daselbst Staatsweisheit oder Sittlichkeit zu lernen, läßt sich vernünftiger Weise nicht behaupten. Sie suchten Ergözung und fanden sie, indem sie die Interessen des öffentlichen Lebens in heittrer geistreicher Weise behandelt sahen. Die Komödienschreiber selber hatten also ebenfalls keinen andern Zweck als zu ergözen, nur daß sie denselben am Besten erreichten, indem sie sich der Politik als eines geeigneten Mittels dazu bedienten. Daß sie selbst eine andere Ansicht darüber aussprachen, kann uns nicht irre machen, indem sie in unbefangener Ausübung ihrer Kunst des philosophischen Bewußtseins darüber entbehrten und ohne praktischen Nachtheil

füglich entbehren konnten. Wem Dies eine allzu gewagte unbegründete Behauptung zu fein scheint, den verweisen wir auf Platon, welcher den Sokrates ganz dasselbe, nur noch mit größerem Nachdruck und mehrerer Herabsetzung der Dichter — und zwar gerade derjenigen, von welchen hier die Rede ist — sagen läßt. „Nachher ging ich zu den Dichtern der Tragödien und der Dithyramben und den andern, damit ich mich hier auf frischer That ertappen möchte, daß ich ungelehrter sei als sie. Ich nahm nun ihre Gedichte vor, die von den Verfassern am sorgfältigsten ausgearbeitet zu sein schienen und frug sie, damit ich doch auch Etwas von ihnen lernte, was sie denn eigentlich damit hätten sagen wollen. Ich schäme mich nun freilich, ihr Männer, vor euch die Wahrheit so gerade heraus zu sagen; gleichwol muß sie gesagt werden. Nämlich ich könnte fast behaupten, daß alle anderen Anwesenden besser Bescheid zu geben wußten über Das, was jene Dichter doch selber gemacht hatten. Da sah ich denn gar bald ein, daß auch die Dichter nicht mit besonderer Einsicht Das zu Stande brächten, was sie machten, sondern mehr durch natürliches Genie und aus Begeisterung, gerade wie Propheten und Drakelgeber; denn auch diese sagen mancherlei Schönes, sie haben aber keine Einsicht in Das, was sie sagen (*λοοσι δὲ οὐδὲν ὧν λέγουσι*). Gerade so schien es mir auch mit den Dichtern bestellt zu sein.“ *) Man hat dagegen eingewendet, daß die bewunderungswürdige Gesetzmäßigkeit, die fein ausgebildete Technik, welche sich überall in den Dichtungen der Alten kund gibt, nur mit Bewußtsein und zwar einem sehr klaren, gelübt werden konnte. Das läugnet Sokrates auch gar nicht; das Handwerksmäßige an der Sache wie ohnehin ungewöhnliche Tüchtigkeit gibt er ihnen zu; nur eine völlige Erkenntniß der von ihnen behandelten Ideen und ihres letzten Endzwecks macht er ihnen streitig. Aber freilich hat Sokrates mit dieser ziemlich nackten Wahrheit die Augen vieler Betheiligten verletzt und sich Feinde zugezogen; er hätte sie lieber schminken, oder mit einem Gewand züchtig umhüllen sollen, wie er es mit seiner Gruppe der Grazien gemacht hat.

*) Platon. Apolog. 22. Die jüngere, Alles besser wissende Kritik in unsern Tagen legt freilich keinen Werth mehr auf Das, was ein Platon von seinen Zeitgenossen sagt.

Mit dieser sokratisch platonischen Ansicht stimmt dann auch sehr gut überein, was von der Einführung der berühmten Tragiker in ihren Beruf theils allegorisch, theils historisch erzählt wird. Pausanias berichtet an der Stelle, wo er von den Bildsäulen der komischen und tragischen Dichter im Theater zu Athen spricht, über den Aeschylos Folgendes: „Das Bild des Aeschylos scheint mir lange nach seinem Tode und nach dem Gewälde gemacht zu sein, welches seine That bei Marathon vorstellte. Aeschylos aber erzählte selbst, als Kind sei er einmal auf dem Felde, während er die Trauben hütete, eingeschlafen; da sei Dionysos zu ihm getreten und habe ihm befohlen, eine Tragödie zu machen. Als es aber Tag war, denn er gehorchte willig, versuchte er sich und es ging ihm sehr leicht von Statten. Solches denn erzählte dieser von sich.“ *) In dieser mythischen Erzählung wird mit Recht der Gedanke gefunden, daß bei Aeschylos das dramatische Talent mehr ein ihm verliehenes göttliches Geschenk als ein durch eigene Bemühung erworbene Auszeichnung war, oder, was dasselbe ist, daß er aus himmlischer Begeisterung dichtete, ohne auf der Höhe des wissenschaftlichen Bewusstseins zu stehen. Diese Ansicht wird noch mehr bekräftigt durch den bei Athenäus aufbewahrten Ausspruch des Sophokles, welcher von Aeschylos gesagt haben soll: „Aeschylos dichte wohl, wie es recht sei, jedoch ohne es zu wissen.“ Die neuere Kritik jedoch, welche, wie in der Geschichte, so auch in der Literatur des classischen Alterthums, sich darin gefällt, alle Tradition zu erschüttern, und eine aus gelehrter Combination hervorgegangene Ansicht an die Stelle der einfachen Ueberlieferung zu setzen, verwirft jene Zeugnisse der Alten entweder geradezu mit dem eigenmächtigen Vorwurf, als seien sie erfunden oder verkehrt, oder sie gibt ihnen eine Deutung, welche mit der jedesmaligen subjectiven Ansicht des Kritikers über den Bildungsgang der antiken Poesie mehr in Uebereinstimmung ist. Es kann nun unsere Absicht nicht sein, die historische Kritik zu verdächtigen, — hierzu sind ihre Ergebnisse auf griechischem und römischem Gebiete zu großartig und mit zu überwiegender Ueberzeugung gegeben, — aber die Skepsis sollte auch niemals ihre Aufgabe gelöst

*) Pausan. I, 21, 3.

zu haben meinen, wenn sie an die Stelle der vielfach beglaubigten Tradition nichts als Vermuthungen, die auf keinerlei historischer Basis beruhen, gesetzt hat. Wenn daher die Einen meinen, Aeschylos habe seine Weisheit aus den eleusinischen Mysterien geschöpft, — eine Meinung, die, obschon wir allerdings jene Mysterien nicht näher kennen, keinesweges so abgeschmackt ist, als sie neuerdings gefunden wurde, — während Andere in ihm einen in die Philosophie des Pythagoras *) eingeweihten finden, und wiederum ein Neuerer seine philosophische Selbstständigkeit durch „autochthonische Kraft des dichterischen Geistes“ zu retten sucht, so sehen wir in diesen drei verschiedenen Ansichten nur ebenso viele Bekenntnisse von der Unzulänglichkeit der auf uns gekommenen biographischen Kenntniß. Das ist unbestreitbar, daß Aeschylos an der gewaltigen geistigen Regsamkeit seiner, dem Lichte der Wissenschaft mächtig zustrebenden, Zeit den lebhaftesten Antheil genommen, und daß die mächtigen Fermente, welche von den sich gegenseitig ergänzenden, jonischen, eleatischen und pythagorischen Philosophemen überall hin ausgestreut wurden, nicht verfehlen konnten, ein für alles Erhabene so empfängliches Genie zu gewinnen und mit der Saat tiefsinniger Gedanken zu befruchten. In welcher nähern Weise dies aber geschehen sei, geht weder aus andern Zeugnissen hervor, noch läßt es sich aus den vorhandenen Werken des Dichters selber ermessen. Wenn ferner der geniale Uebersetzer des Aeschylos diesen mit dem Herakleitos zusammenstellt, so liegt für uns das Treffende nur darin, daß jener Philosoph wie der Dichter den Beinamen „der Dunkle“ verdiente, obschon er nur dem Einen ausdrücklich beigelegt worden ist. Wenn aber Jener weiter des Herakleitos, die materielle Veränderlichkeit aller Dinge in der Natur andeutenden, Ausspruch: „Alles fließt“ mit einem dem Aeschylos vorgeblich zukommenden Grundsatz: „wer thut, muß leiden“, zusammensteckt und in der angeblich „tiefen Erkenntniß, daß ohne Schuld keine That, daß Irrthum das große Recht des Lebens, ja das Leben selbst ist“, die ethische Uebertragung jenes physischen Prinzips entdeckt, so mögen wir hierin wol die im Ueber-

*) Aug. Böckh: Ueber die Versmaasse des Pindaros. S. 15. Dagegen Droysen, Aeschylos Werke, zweite Aufl. S. 555.

schwänglichen sich gefallenden Formen der Schule erkennen, gestehen aber offen uns zum Verständniß dieser Parallele, für welche wir den Vergleichungspunkt gänzlich vermissen, nicht erheben zu können.

Ueber Sophokles bemerkt der alte Biograph ausdrücklich, daß er die tragische Kunst bei dem Aeschylos gelernt habe. *) Auch dieser Bericht ist neuerdings wiederum in Zweifel gestellt worden. Da, wie wir eben gesehen haben, Aeschylos seine Kunst nicht als eine erlernte, sondern als eine ihm vom Dionysos geschenkte ansah, so wird viel Gewicht gelegt auf die witzigen Fragen Lessings: „Konnte Aeschylos etwas lehren, was er selbst nicht gelernt hatte? — Wußte Aeschylos nicht, warum das recht sei, was er dichte, wie konnte er es einem Andern beibringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?“ Diese Fragen mögen immerhin witzig sein, treffend sind sie ganz und gar nicht: sie finden ihre hinlängliche Beantwortung in der Weise, wie jeder Lehrling seine Kunst bei dem Meister, jedes Kind seine erste geistige Bildung von den Eltern empfangen kann, auch wenn weder Meister noch Eltern die Theorie der Kunst oder der Erziehung inne haben; ihre eigene praktische Tüchtigkeit genügt, um sie ihren Zöglingen mitzutheilen.

Dennoch kann unsere Meinung, wie wir bereits andeuteten, nicht sein, daß die Tragödie in keiner nähern Beziehung zur Wirklichkeit, zum öffentlichen Leben, zu den politischen Ereignissen gestanden habe. Wer die umständlichen Berichte über die ereignißschweren Zeiten liest, in welchen sich die dichterische Thätigkeit des Aeschylos und Sophokles am glänzendsten erwies, muß bewundernd anerkennen, wie diese gewaltigen Denker und Dichter, — denn eben daß sie beides in gleich hohem Grade waren, erhob sie zu ihrer unerreichten Größe, — den mythischen Stoff der grauen Vorzeit so durchzuarbeiten und zu gestalten wußten, daß er zum Träger von Gedanken sich eignete, welche ohne ihrer nächsten alterthümlichen Beziehung entfremdet zu werden, doch von lebendigster Wirksamkeit zur gedeihlichen Leitung der öffentlichen Meinung in Betreff gegenwärtiger Interessen sein konnten. Hierauf ist vielfach hingewiesen worden von Böckh, Hermann, Lachmann, Süvern und Andern. Mit umfassen-

*) παρ' Αισχύλω δὲ τὴν τραγωδίαν ἔμαθε.

der Sachkenntniß und vielem Scharffinn hat diesen Gegenstand Fr. Schöll in seinem früher erwähnten Leben des Sophokles behandelt, und sich damit den Dank aller denkenden Freunde des griechischen Alterthums erworben. Abgesehen von einer bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden Kenntniß der Zeitgeschichte, welche mit ihren vielfachen Spaltungen und Zerwürfnissen der Staaten, den beständigen Reactionen und rasch auf einander folgenden Umwälzungen in Verfassung und Regierung kaum vom Gedächtniß zu überwältigen ist, wird eine sehr glückliche Combinationsgabe erfordert, um aus den, keinesweges immer klar strömenden Quellen der Ueberlieferung das Zuverlässigste zu schöpfen und dasselbe zu einem anschaulichen Gemälde des damaligen vielbewegten Lebens für die Anschauung hinzustellen. Obgleich dies dem eben genannten geistreichen Biographen auf nicht gewöhnliche Weise gelungen ist und er dadurch ein eignes Licht über die gewichtvollsten Stellen in den Sophokleischen Dramen verbreitet hat, so liegt es doch in der Natur der hier durchzuführenden Untersuchungen, daß ihre Endergebnisse, obgleich im Großen und Ganzen unbestreitbar, dennoch im Einzelnen keiner festen und letzten Begrenzung fähig sind, indem das Maas der vom Dichter jedesmal mit Bewußtsein gemachten Anspielungen kein objectives ist, d. h. nicht mit völliger Bestimmtheit und unumstößlicher Evidenz gegeben werden kann. Vieles muß hier dem subjectiven Dafürhalten überlassen bleiben. Doch wird man sich immer bereitwillig und mit Erfolg einem so umsichtigen Führer anvertrauen. Indes wenn wir auch anerkennen, daß die Tragiker mit Rücksicht auf ihre Zeit ihre Tragödien schrieben, so können wir doch keinesweges der Meinung sein, daß sie dieselben um dieser Rücksicht willen geschrieben haben, und nur Dies haben wir sagen wollen. Uebrigens scheint uns eine unbefangene Würdigung jener Dichterwerke vielmehr zu folgender Ansicht zu führen.

Die an uns vorüber gehenden Ereignisse der Wirklichkeit erscheinen zunächst nur in dem lockern Zusammenhange der zeitlichen Aufeinanderfolge und reihen sich bloß wie seelenlose Aggregate an einander, so daß der Menge des Geschehenen in thatenreichen Zeiten ungeachtet kaum in einem Menschenleben das Ziel sichtbar wird, wohin, wie nach dem gemeinschaftlichen Centrum, alle Radien der

Willerbewegungen streben. Gleichwohl weisen die Vor- oder Rück-
 schritte, welche nach dem Ablauf größerer Zeiträume im Entwickelungs-
 gange der Nationen als Endergebniß ihrer Bestrebungen hervor-
 gehen, darauf hin, daß geistige Kräfte thätig waren, die als das
 gemeinsame Band aller vereinzeltten Erscheinungen, einen bestimmten
 Kreislauf in bestimmter Absicht erfüllten. Diesen inneren Zusam-
 menhang der Begebenheiten oder wenn man es so nennen will, die
 Vernünftigkeit des Weltlaufs im Großen darzustellen, ist die Auf-
 gabe der Geschichtschreibung. Da nun Jeder mehr oder weniger
 eingreift in diese Triebkräfte oder doch von ihnen mit fortgetragen
 wird, so erklärt sich hieraus zur Genüge das hohe Interesse solcher
 wahrhaft historischen Darstellungen. Es lassen sich aber aus diesem
 großen, Alles umfassenden, Gemälde einzelne Gruppen und Bilder
 ablösen, die für sich zu kleineren Ganzen verknüpft sind, oder es
 doch werden können. Diese Gruppierungen sind es, welche der dra-
 matische Dichter uns vorführt, zu einer übersichtlichen Einheit ver-
 knüpft und mit dem belebenden Hauche des Gedankens so befeelt,
 daß alles Einzelne sich organisch gegliedert an einander fügt. In
 sofern also eine Idee zum Grunde liegt, welche durch die äußere
 Handlung zur Anschauung gebracht wird, ist das Drama vorzugs-
 weise allegorisch, denn das Wesen der Allegorie besteht eben darin,
 daß mehrere sümliche Vorgänge so an einander gereiht werden, daß
 sie irgend eine allgemeine Wahrheit auszudrücken fähig werden.
 Und in diesem Sinne wird die Bühne ganz richtig als das Bild
 des Lebens angesehen. So wollte Sophokles in der Tragödie Anti-
 gone die Wahrheit anschaulich machen: wie die ungestörte Glückselig-
 keit des Lebens von ruhiger Besonnenheit abhängt; diese aber ver-
 lehrt sich in Thorheit, sobald man sich gegen die heiligen Satzungen
 der Gottheit durch frevelnde That vergeht oder durch verwegne Rede;
 es werde solcher trotzig Sinn früher oder später durch gottgesandte
 Rührung gebrochen, auf daß die endlich eintretende Buße zu
 weiser Verständigkeit zurückführe. Wird nun auch nicht geradezu
 in allen Tragödien eine solche Sentenz gleichsam als *fabula docet*
 am Schlusse hinzugefügt, so kann sie doch überall als Grundidee
 aus dem ganzen Verlaufe der Handlung gezogen werden. Hieraus
 aber folgt eben nichts weiter, als daß die sümliche Beschauung der
 Wechselfälle des Lebens an sich schon belehrend sei, wie im Großen

die Weltgeschichte, keinesweges aber, daß das Dämonische den Tragikern als Hauptaufgabe gegolten habe. Doch so viel erhehlet zur Genüge, daß der ethische Geist, welcher die Sophokleischen Dramen durchweht, in hohem Grade rein und wahrhaft human genannt werden muß.

Was das Religiöse in diesen Dramen betrifft, so muß allerdings von vorn herein zugegeben werden, daß der griechische Polytheismus nur eine sehr untergeordnete Stufe des religiösen Bewußtseins ist, wie dies bereits von den Weisen des Alterthums erkannt zu werden anfing. Es kann daher jeder Rückblick auf die reinen Lehren des wahren Christenthums nur zum Vortheil des letztern sein. Aber eben deshalb kann es auch kaum Jemandem im Ernste einfallen, von diesen Dramen einen nachtheiligen Einfluß auf die religiöse Stimmung zu befürchten. Dagegen sind Stimmen laut geworden, welche meinten, die religiösen Vorstellungen, auf denen diese Dramen beruhen, wären gar zu eras und unserer Anschauungsweise zu fremd, um nicht den etwaigen Kunstgenuß zu verkümmern: ein unbegründeter Vorwurf. Wir glauben allerdings nicht an den Bacchus, der in der Antigone angerufen wird, noch an den Ires, Eros, Hades, deren daselbst häufige Erwähnung geschieht; aber die Namen sind darum für uns nicht bedeutungsleer, indem wir dabei an jene Mächte denken, deren Dasein, wenn auch freilich nicht als das einer Gottheit im antiken Sinne, sich uns überall fühlbar macht. Was hindert uns in diese alterthümliche Symbolik, welche auf eine vernünftige Deutung nicht bloß hinweist, sondern dieselbe schon historisch enthält, so viel Weisheit zu tragen, als für unser concreteres, an ächten Erkenntnissen reicheres Bewußtsein erforderlich scheinen mag? Das Wesentliche bleibt doch immer, daß die Reinheit des moralischen Wandels nicht besleckt werde durch die Art, wie die Tragiker sich das Walten ihrer allerdings sonst phantastischen Gottheiten dachten. Uebrigens, je weniger solche Allegorien unser religiöses Bedürfniß befriedigen können, desto einleuchtender wird das Trostreiche eines bessern Glaubens vor unsere Seele treten. *)

*) Diejenigen aber, welche eine allegorische Deutung der Mythen für unklassisch halten, als sei sie dem Alterthume fremd und lediglich aus dem Streben der Neuern hervorgegangen, eine höhere Weis-

Sehen wir in unserer Erörterung zurück auf den Punkt, von welchem wir ausgegangen sind, so erinnern wir uns, daß wir die Frage beantworten wollten, ob der in den antiken Dramen bearbeitete Stoff für uns noch jetzt Interesse haben könne, und wir haben im bisher Gesagten die Wirklichkeit dieses Interesses durch Hervorhebung einiger der bemerkenswerthesten Seiten wenigstens anzudeuten gesucht. Von der poetischen Einkleidung haben wir ge-

heit in die phantastischen Dichtungen der Griechen hinein zu tragen, um ihnen Werth und Weihe gleichsam aufzubringen, finden ihre völlige Widerlegung durch diejenigen Aussprüche, in welchen die angesehensten griechischen Schriftsteller Sinn und Absicht der Mythik auf das Deutlichste ausgesprochen haben. Jede weitläufige Erörterung vermeidend, begnügen wir uns, auf einige höchst merkwürdige Aeußerungen hinzudeuten. In einem Chorgesange der Euripideischen Elektra wird die Veranlassung zu dem Bruderhaß des Atreus und Thyest erzählt. Es habe nun einst, so ging eine alte Sage unter dem argivischen Bergvolk Pan, der Flurenbehüter, durch liebliches Flötenspiel ein schönfließiges Lamm von der Heerde weglockt und dem Mykenäischen Gebiete, wo Atreus lebte, zugeführt. Dies wurde für eine glückliche Vorbedeutung genommen und man erkannte darin die Entscheidung der Götter, daß die Herrschaft dem Atreus gehöre. Aber die Gattinn desselben ließ sich, durch ehebrecherische Liebe verückt, vom Thyest bewegen, diesem den Besiß des geheiligten Lammes zu verschaffen. Darüber erzürnt, schlachtete Atreus seines Bruders Söhne und setzte sie ihm als Speise vor. Dieser Frevel empörte die Götter, und Zeus lenkte die Sonne und die Gestirne aus ihrer gewohnten Bahn, um die Länder durch grause Zerrüttung, hier durch Dürre, dort durch verheerenden Regenschwall heimzuzufuchen, denn was die Fürsten verschulden, müssen die Völker büßen. Nach dieser naiven Erzählung macht der Chor die Bemerkung: „So erzählt man zwar, aber bei mir findet es wenig Glauben (λέγεται τὰν δὲ πιστὴν σμικρὰν παρ' ἐμοὶ γ' ἔχει), daß Gott die flammende Sontie genbthigt habe, ihren Lauf zum Unheil der Menschen, göttlicher Strafe wegen, zu verändern; indes diese schreckvollen Sagen sind für die Sterblichen heilsam zur Verehrung der Götter (φοβεροὶ δὲ βροτοῖσι μῦθοι κέρδος πρὸς θεῶν σεραπειῶν).“ Eurip., El. 674, seqq. ed. Bothe. Wenn nun schon durch solche, auf dem

schwiegen, indem wir bald nähere Veranlassung haben werden, darauf zurück zu kommen. An diesem Orte wäre nur noch als Thatsache zu erwähnen, daß die dramatische Poesie der neuern Völker eine Tochter der griechischen ist, und daß der Grad ihrer Ausbildung bisher immer in gleichem Verhältniß zu den mehr oder weniger gründlichen Studien dieser mustergültigen Vorbilder gestanden hat. Es würde eine völlige Unbekanntschaft mit dem Entwicklungsgange

Theater, vor einer ungemein großen Anzahl von Zuhörern vorgetragene Ansichten das Schrofne in dem Volksglauben gemildert wurde, so mußte dies nicht minder geschehen in solchen Werken, die der Belehrung ganz eigentlich gewidmet waren. Bekannt ist, wie nicht bloß in Geheimlehren, zu denen besondere Weihung nöthig war, die übrigens Keinem versagt wurde, auch nicht bloß von Philosophen in metaphysischen Untersuchungen, sondern auch von Lehrdichtern der Anthropomorphismus bekämpft und eine richtigere Vorstellung von der Gottheit verbreitet wurde. Am Kräftigsten sprach sich hierüber Empedokles aus. Es findet sich aus seinem größern Gedichte ein Bruchstück aufbewahrt (Stephan. in poes. philos. p. 30.), welches wir in unserer Abhandlung: *De Eleaticae philosophiae primordiis* folgendermaßen zu übertragen gesucht haben:

Weber mit Gliedern und menschlichem Haupt ist die Gottheit gebildet,
 Noch auch entsproßten vom Rücken ein Paar ihr gewaltiger Arme,
 Eben so wenig auch Füße, noch schnelle Schenkel, noch Schamtheil':
 Denn unnennbarer heiliger Geist ist allein sie und durchaus,
 Stürmend mit raschen Gedanken durch sämtliche Theile des Weltalls.

Wir müssen bemerken, daß die beiden letzten Verse nicht von uns modernisirt, sondern wörtlich übertragen sind; sie lauten im Original:

*ἀλλὰ φρήν ἰσρή καὶ ἀθέσφατος ἔπλετο μῦνον,
 φροντίσι κόσμον ἅπαντα καταΐσσουσα θεῶσι.*

Auf Dergleichen übrigens muß die Aufmerksamkeit sich lenken, wenn begreiflich werden soll, wie der griechische Polytheismus in sich selbst erschüttert und die Gemüther für die Aufnahme eines reinern Glaubens empfänglich gemacht wurden. Zugleich gewinnt man durch näheres Eingehen in solche Betrachtungen den richtigen Standpunkt der Beurtheilung für die streitigen Ansichten über die Mythologie, wie sie sich vornehmlich bei Heyne, Boß und Creuzer gestaltet haben.

der modernen Literaturen voraussetzen, wollte man jene Thatsache läugnen. Es gehört nicht hierher, dies mit Mehrerem zu erörtern, obschon es sehr erspriesslich für das Gedeihen der Kunst wäre, wenn häufiger daran erinnert und diese Erfahrung besser beherzigt würde. Woher schreibt sich der gegenwärtige Verfall des Drama und besonders die Verkümmernng der Tragödie? Wir glauben nicht, daß die Zeit ungünstiger als früher sei; im Gegentheil, der lange gedeihliche Frieden, der Wohlstand, der Schutz, welchen die Fürsten mit wahrlich seltner Liberalität den Künsten angedeihen lassen, alles Dieses sind Bedingungen, welche in so günstigem Verein lange nicht zusammen waren, und doch will so gedeihlichem Boden nichts entspriessen, was den unter hemmenden Verhältnissen geschaffenen Meisterwerken mit Recht an die Seite gestellt werden könnte? Wenn nun unsere namhaften Dramaturgen von Andreas Gryphius und Lohenstein an — die beide viel gehaltreicher sind als man gemeinhin zugesteht —, dann Gerstenberg, Lessing, bis zu Schiller und Goethe aus der Schule der alten Klassiker kommend, Treffliches leisteten, in unsern Tagen aber die jüngere Generation sich emancipirt und von jener Schule selbst dispensirt und — nichts mit wenigen und doch nur in beschränkter Weise ehrenwerthen Ausnahmen leistet, so liegt wol die Vermuthung nahe, daß die Emancipation zu früh kommt oder überhaupt unstatthaft ist.

Wir kommen zurück auf das oben angedeutete Grundprinzip der Tragödie. Wir sagten nämlich, daß der dramatische Dichter, dadurch daß er seine Fabel zum Träger eines beseelenden Hauptgedankens mache, die Vernünftigkeit der Weltereignisse, hier die poetische Gerechtigkeit darzustellen suche; und daß er mit solchem Verfahren die höhere Aufgabe der Geschichtschreibung nach seinem Antheil zu lösen suche, indem letztere durch Darlegung der Zwecke, welche die Vorsehung im Ablauf der Zeiten realisirt hat, sich als das irdische Weltgericht erweist. Man könnte nun den Zweifel erheben, ob der Dramatiker dies auch zu leisten vermöge, ob er im Stande sei, die oft seltsam verschlungenen Schicksale der von ihm handelnd eingeführten Personen auf eine vernünftige Begründung zurückzuführen, so daß sich überall Ursache und Wirkung mit klarer Einsicht erfassen lasse? Er kann es nicht, wird die Antwort auf

eine solche Frage sein müssen, obchon er danach strebt. Aber auch auf dem Gebiete der eigentlichen Historie wird mit der schärfsten philosophischen Combination der großartige Gang der Weltereignisse nicht mit solcher Evidenz nachgewiesen werden können, daß wir der hier waltenden Vorsehung Schritt vor Schritt folgen und das Facit des schwierigen Exempels bis auf die letzten Decimalen nachrechnen könnten: zum Beweise, daß sich da noch ein Factor finde, den wir nicht in Rechnung zu bringen wissen. Denn vermöchten wir es, so könnten wir, wie die Astronomen den Kalender der folgenden Jahre, so auch die künftigen Ereignisse mit ziemlicher Sicherheit im Voraus bestimmen. Die griechischen Tragiker nun haben der Weltanschauung ihrer Zeit gemäß, jenen unbekanntem Factor oder jene unerklärliche Macht, welche, ungeachtet der selbstständigen freien Thätigkeit der handelnden Individuen, den endlichen Ausgang, oft gegen Erwarten und Absicht jener, bestimmt: das Schicksal, Verhängniß, Fatum; genannt. Für jenes blinde Verhängniß, von welchem alles menschliche Thun unabwendbar bestimmt wird und gegen welches anzukämpfen ein vergebliches Bemühen wäre, können die Griechen vornehmlich aus zwei Gründen das Fatum nicht genommen haben. Erstens kann mit solcher Vorherbestimmung die Erhörnung des Gebetes nicht bestehen und doch zeigt, wenn dies noch zu erweisen nöthig wäre, unter andern eine sehr bemerkenswerthe Stelle bei Homer, daß Wer nur Vertrauen zum Gebete habe, auch der Gewährung sicher sein könne. Homer personificirt nämlich die Gebete als Töchter des Zeus, welche sich für den Reuigen bei ihrem himmlischen Vater verwenden. Er sagt, Wer sich ihnen in Ehrfurcht nahet, dessen Flehen erhören sie und leisten ihm Beistand; *) Wer aber nach begangnem Verbrechen sie verschmäht und hartnäckig von sich weist, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie den Vater bitten, daß er ihm die Strafe sende, damit er zu seinem Schaden büßen möge. Auch heißt es bei Pindar mit ausdrücklichen Worten, daß Zeus sich

*) ὅς μιν εὐαδῶσεται κόρας Διὸς, ἄσσοι ἰούσας,
 τὸν δὲ μέγ' ἄνησεν, καὶ ἔκλον ἐβχαμένοιο. Ili. IX. 508, f.
 Das ἄσσοι ἰούσας ist besonders schön, indem diese Himmelstöchter ihren vermittelnden Beistand gleichsam selber anbieten.

durch diese Ditten bestimmen, bewegen lasse. *) In der Elektra steht Klytämnestra am Altare um Erhöhung ihrer stillen Wünsche, und diese Beispiele sind häufig. Zweitens aber hätte die Ueberzeugung von einem unabwendbaren Verhängniß, wodurch alle Freiheit aufgehoben wird, auch die Thatkraft der Menschen lähmen müssen. Wir finden aber im Gegentheil bei den Griechen ein beständiges Ringen und Ankämpfen und Durchsetzen ihrer Zwecke, und zwar mit einer solchen Beweglichkeit, als wäre es ihnen weniger um die Erreichung des Ziels, als um das Streben danach zu thun, weil sie eben in niemals befriedigtem Thatendrang unaufhaltsam fortschreiten.

Allerdings aber stehe, sagt man, mit dieser vorausgesetzten Freiheit des Handelns **) in Widerspruch, daß selbst der sittlich gute (!) Mensch häufig, von der Gottheit irre geleitet, auf das Böse hingewiesen werde, damit er es vollbringe und sich dadurch in Nothen stürze. Diese Ansicht scheint sehr allgemein verbreitet gewesen zu sein, was sich sowohl aus andern Zeugnissen als auch besonders aus einer Stelle in der Antigone schließen läßt, wo der Chor sagt: „ein weit berühmtes Wort eines Weisen sei erschollen, daß zuweilen das Böse als etwas Preiswürdiges (und darum zu Vollbringendes) Demjenigen vorkomme, welchem Gott die Gesinnung hinlenke zum Unheil und Der bleibe dann auch nicht lange ohne Unheil.“ ***) Die Impietät indes, welche in dieser Ansicht zunächst

*) *Ἀλλέα τ' ἔπεικ', ἐπεὶ Ζηρὸς ἦτορ
λιταῖς ἐπίσειε, μάτηρ. Ol. II. 142.*

**) Die mit Recht gepriesene Autonomia. So heißt es auch von der Antigone, daß sie nach eigener Selbstbestimmung ihr Schicksal erdulde:

*ἀλλ' αὐτόνομος ζῶσα μόνῃ δὴ
θνατῶν Αἰδαν καταβήσει. 821, seq.*

***) Die schwierige Stelle lautet:

*σοφία γὰρ ἐκ του
κλεινὸν ἔπος πέφανται,
τὸ κακὸν δοκεῖν ποτ' ἐσθλὸν
τῶδ' ἔμμεν ὅτῳ φρένας
θεὸς ἄγει πρὸς ἅταν·
πράσσει δ' ὀλιγοστὸν χρόνον ἐκτὸς ἅτας. 620, seqq.*

zu liegen scheint, indem der Frevel geradezu der Gottheit Schuld gegeben wird, liesse sich wol ganz einfach durch die Erklärung be-
seitigen, daß ja eben nicht ausdrücklich gesagt wird, daß der Gute
verführt werde. Vielmehr scheint man annehmen zu müssen, daß
umgekehrt gemeint sei, wenn der Böse der Strafe seiner Bosheit
entkommen zu sein glaubt, dann stürze er sich in neue Unthaten
(denn böse Thaten erzeugen, wie der Dichter sagt, nach dem auf
ihnen ruhenden Glücke, fortzeugend immer wieder Böses) und falle
dann der Rache anheim. Auch hier waltet ein mehr oder weniger
dunkles Verhängniß. So unbefriedigt uns nun aber auch diese Aus-

Der Scholiast führt hierbei die merkwürdigen Verse zur Er-
klärung bei:

ὅταν δὲ δαίμων ἀνδρὶ πορούνη κακὰ,
τὸν τοῦν ἔβλαψεν πρῶτον ᾧ βουλευέσται.

Er sagt also geradezu, daß Gott zuerst den Verstand zerrützte, um
zur Schuld zu verleiten. Uebrigens hat die Ate die doppelte Be-
deutung von Vergehen und Strafe, was im Deutschen durch ein
Wort nicht erschöpfend wiedergegeben werden kann. Der Nach-
homerische Gebrauch ist abweichend und beschränkt sich häufig auf
den bloßen Begriff der Strafe, des Unheils, und in sofern hat
Buttmann im Lexil. Recht, wenn er meint, daß der Nebenbegriff
der Verirrung, Verkehrtheit nicht immer damit verknüpft sei. Ein
sehr deutlicher Beleg hierzu findet sich bei Pindar:

... καὶ μὲν ξαναπάτας

Ἐπειῶν βασιλεὺς ὄπιθεν

οὐ πολλὸν ἴδεν πατρίδα πολυκτείαν ὑπὸ στερροῦ πυρὶ
πλαγαῖς τε αἰάρον

βαθὺν εἰς ὄχετον ἄτας

Ἰώισαν εἰς πόλιν, Olymp. XI. (X.) 35. seqq. Boeckh.

Hier kann es füglich nichts anders heißen, als daß der den Gäst
(Herakles) täuschende König der Speer nicht lange nachher seine
reichbegüterte Vaterstadt von Feuer und Schwert in den tiefen
Strudel des Elends versenkt sah. Aber eben diese Abwandlung
des Begriffs erschwert das Verständniß der Stelle in der Antigone,
indem dasselbe Wort, obgleich in zweien auf einander folgenden
Versen vorkommend, doch in verschiedner und wie wir es nehmen
müssen, entgegengesetzter Bedeutung angewendet ist.

kunst der Tragiker über das menschliche Schicksal lasse, so könnte man doch wol den Tadlern mit Fug die Frage vorlegen, ob denn bereits im Lichte unseres Jahrhunderts alle diese Räthsel völlig befriedigend gelöst sind?

Mit der dunkeln Undurchdringlichkeit in dem Walten des Schicksals, welches nicht sowohl in dem gleichmäßigen Verlauf eines friedlichen, in ungetrübtem Genuße irdischer Güter sanft hingleitenden, Lebens sichtbar wird als vorzugsweise vielmehr in den gewaltsamen Erschütterungen, welche dem Dasein der Sterblichen durch unvorhergesehene und durch kein weises Verhalten abzuwendende Uebel drohen, hängt die Vorstellung von der Feindseligkeit desselben zusammen und von dem Neide, welchen die Gottheit bei daurendem Glücke der Menschen hegt. Daher rührte denn auch die Beängstigung, welche Jeder empfand, wenn ihm durch ein besonders glückliches Ereigniß ein Lieblingswunsch in freudige Erfüllung ging, und es wurde bei Glückwünschen nicht verabsäumt, den Neid der Götter noch durch ausdrückliches Flehen abzuwenden. Soll doch sogar Philipp von Macedonien, betroffen von dem überaus günstigen Fortgang seiner Unternehmungen, die Glücksgöttinn gebeten haben, mit ihren Gunstbezeugungen gegen ihn weniger verschwenderisch zu sein. Wir entlehnen ein Beispiel aus dem Pindar. *) Für eine der größten Auszeichnungen, die einem Griechen zu Theil werden konnten, weil nicht bloß er selber, sondern auch sein ganzer Stamm und Volk dadurch ruhmbedeckt wurde, galt der in den großen olympischen, pythischen und anderen Spielen errungene Sieg. Denn der Ertz nach Ehre und Auszeichnung war die einzige allgemein herrschende Leidenschaft dieser Nation, von welcher schon ein alter Dichter sagt, daß sie nach nichts begierig wäre, als nach Lob. **) Indem nun Pindar den Ruhm eines Pythischen Steges verkündet, setzt er hinzu: „Wögen aber Diejenigen, welche von den Glanzfreuden in Hellas einen nicht unbeträchtlichen Antheil erlangten, nimmer in die neidvoll verstrickenden Unglücksnege der Götter hinabstürzen, O daß doch von keiner Ungunst erfüllt sei dem Gotte das Herz! Hochbeglückt wird

*) Pyth. X. 19.

**) Grajvis — praeter laudem nullius avaris. Horat. Ep. ad Pis. 324.

aber und weit gepriesen von weisen Männern der Mann, der durch der Hände Gewandtheit oder der Füße Schnelligkeit siegend der Kampfspitze größten mit Kühnheit und Vollkraft davon trägt, und der noch bei Lebzeiten durch Schicksalsgunst den jugendlich prangenden Sohn schaut, Pythischen Siegeskranz erhalten. Der eherngewölbte Himmel bleibt unersteigbar ihm: was aber sonst für Herrlichkeiten wir sterbliches Geschlecht erlangen, die bis zu der Glücksfahrt äußerster Begrenzung durchmisst er.“ *) Aber an die Grenze der Glückseligkeit oder „zum höchsten ungetrübten Glücke zu gelangen, ist eben dem Menschen nicht vergönnt, er wird preisgegeben den Wechselfällen des Schicksals, die er nicht beherrschen kann“, **) wie Herodot sagt. Bekanntlich finden sich bei diesem, gerade in die Zeit, von welcher wir hier handeln, gehörenden Geschichtschreiber mehrere scharf ausgesprochne Bemerkungen über den Neid der Götter. „Unangenehm ist es mir zwar zu erfahren“, schreibt bei ihm Amasis an den, vom günstigen Glücke verfolgten Polykrates, „daß es einem Manne, den ich lieb habe und der mein Gastfreund ist, wohlgehe; mir aber wollen die großen Glückereignisse nicht gefallen, weil ich weiß, daß die Gottheit neidisch ist. . . , denn über Niemanden habe ich noch sagen hören, so viel ich weiß, daß er zuletzt nicht elendig-

*) So verstehen wir diese schwierige, noch nicht hinlänglich erklärte, Stelle, indem wir uns der grammatischen Construction und dem, wie uns dünkt, natürlichsten Wortsinne anschließen. Wir nehmen nämlich die Verbesserungen von Boeckh. *οὐποτ' für οὐπω* und *αὐτῷ für αὐτοῖς* auf und lesen mit ihm:

ὁ χάλιος οὐρανὸς οὐποτ' ἀμβατὸς αὐτῷ.

ὅσως δὲ βροτῶν ἔθνος ἀγλαΐαις ἀπομυσθὰ, περαίνει πρὸς ἔσχατον πλόον.,

beziehen aber nicht, wie es bisher geschehen ist, *περαίνει* auf *βροτῶν ἔθνος*, sondern auf *αὐτῷ*, den Vater des Siegers, denn der Sinn ist offenbar nicht: daß das Menschengeschlecht alle Freuden durchmisst, deren es theilhaftig werden kann, sondern nach unfrem Dafürhalten: „Von allen Freuden der Menschen erlangt der Sieger und Vater des Siegers allein das Vollmaß.“

**) *Μάθε, ὅτι αἱ συμφοραὶ τῶν ἀνθρώπων ἀρχοῦσι καὶ οὐκ ἴσθρωποι τῶν συμφορῶν — εὐπρηξίης οὐκ ἔστι ἀνθρώποισσι οὐδεμίη πληθώρα.* Herod. VII. 49.

lich mit der Wurzel ausgereudet untergegangen sei, wenn er in Allem glücklich gewesen war.“ *) Wiederum wird von ihm der Gottheit nicht bloß Neid, sondern auch Anstiftung von heillosen Verwirrungen Schuld gegeben. **) Auch wird den Göttern zum Vorwurf gemacht, daß es den Guten hienieden so oft schlecht gebe, während die Bösen des Glückes genießen und sich dessen rühmen. ***)

Eine gar nicht löbliche Persiflage auf diese gangbare Darstellung von dem Neide der Götter findet sich beim Aristophanes. Plutos nämlich, der personificirte Wohlstand, hatte Anfangs die Absicht, nur bei Gerechten, Klugen und Anständigen einzuführen; aber Zeus, der

*) Herod. III. 40. Wir begnügen uns mit diesem Fragment und verweisen die des Griechischen Unkundigen auf die meisterhafte Uebersetzung des Herodot von Herrn Regierungsrath Lange.

**) τὸ θεῖον πᾶν ἔον φθονερόν τε καὶ ταραχᾶδες. Herod. I. 32.

***) Am Nachdrücklichsten finde ich das Letztere in folgendem Fragment des Sophokles ausgesprochen:

Λεωνὸν γε τοὺς μὲν δυσσεβεῖς κακῶν ἄπο
βλαστόντας, εἶτα τοὺςδε μὲν πράσσειν καλῶς
τοὺς δ' ὄντας ἐσθλοὺς ἔκ τε γενναίων ἅμα
γεγῶτας, εἶτα δυστυχεῖς περικένοι.
οὐ γοῖν τὰδ οὕτω δαίμονας θνητῶν περὶ
πράσσειν. ἔχοῖν γὰρ τοὺς μὲν εὐσεβεῖς βροτῶν
ἔχειν τι κέρδος ἔμφανες θεῶν πάρα,
τοὺς δ' ὄντας ἀδίκους, τοὺςδε τὴν ἐναντίαν
δίκην κακῶν τιμωρὸν ἔμφανῆ τίσειν.
κοῦδεῖς ἂν οὕτως εὐτύχει κακὸς γεγῶς.

Wie schrecklich, daß die Frepler, von der Bösen Stamm
Ableitend ihren Ursprung, hier so glücklich sind,
Sedoch die Tugendhaften, aus der Edlen Blut
Zugleich entsprossen, schwer verfolgt vom Schicksal sind.
Nicht Solches zu verhängen über Sterbliche
Geziemete den Göttern. Fromme sollten doch
Auch offenbaren Lohn von Himmlischen empfahn,
Die aber frevelmüthig sind, im Gegentheil
Für ihre Frevel offenbare Züchtigung:
Dann prangte wol kein Böser so in stolzem Glück.

Soph. ed. Brunck, II, p. 196.

es merkte, machte ihn blind, damit er die Weibermänner nicht zu erkennen vermöchte:

So immer trägt er gegen die Redlichen Reid und Groll,

Und doch von den Redlichen nur allein wird er geehrt
Und von den Gerechten. Plut. 92, ff.

Das Mittel nun, dessen sich jener Reid bedient zum Sturz des Helienswerthen, sind List und Täuschung. So singt der Chor der im Kampfe mit den Griechen bedrängten Perser, offenbar nach griechischer Vorstellungsweise: „Dem ränkevollen Truggarn des Gottes, welcher sterbliche Mann möchte ihm entinnen? Wer ist's, der mit so gewandtem Fuße den behenden Sprung lenkt? Denn gar freundlich schmeichelnd Anfangs, verlockt er den Menschen in den Fallstrick, von wannen nicht vergönnt wird mehr dem Staubsohn ausweichend zu fliehn. So hat auch von Gott gesandt das Schicksal gewaltet von Alters her und über die Perser verhängt, Burgzertrümmernde Kämpfe durchzumühen und Rossedurchstummeltes Schlachtgedräng und der Städte Grundzerwühlungen.“ *)

Aber auch auf die Nachkommen des Fluchbeladenen pflanzt sich das Elend fort. So klagt Hippolytos beim Euripides, daß von den alten Urahnen her (*παλαιῶν προγονητάρων*) unaufhaltbar das Unglück auf ihn einstürme: „es kam über mich, und warum über mich, der keinerlei Schuld theilhaftig war?“ **) Dem Menschen bleibt nichts übrig, als sich dem Schicksal zu unterwerfen, „weil ja das Verhängniß den freien Mann erwartet und den von fremder Hand beherrschten.“ ***)

Zur Milderung dieser zunächst trostlosen Ansicht ließe sich, wie wir bereits andeuteten, sagen, daß das große Glück großen Uebermuth und dieser ganz natürlich großes Unglück zur Folge hat, eine

*) Aeschyl. Pers. 93. seqq.

**) Eurip. Hippol. 1328.

***) Aeschyl. Choëph. 101 — 102. Hiermit stimmt überein: Soph. Antig. 235. seqq.

εἴς ἐλπίδος γὰρ ἔρχομαι δεδραγμένος,
τὸ μὴ παθεῖν ἄν ἄλλο ἢ τὸ μόρσιμον.

Bemerkung, welche den Griechen selber nicht entgangen sein kann. *) Die Menschen sind aber geneigt, für böswillig von den Göttern gesandtes Uebel zu nehmen, was eine Folge eigener Schuld ist. So haben jene, vormalis in Herrlichkeit blühenden Perser sich durch Bekämpfung und Knechtung des freien Hellenenvolkes ihr Unglück selber zugezogen. Auch Hippolytos ist so unschuldig nicht, da er sich durch beleidigenden Stolz gegen die Aphrodite verging. Vielmehr scheint es, als ob die Alten die Ansicht gehegt hätten, daß nur dem ebenfalls schuldbeladenen Nachkommen des Frevelers das Unglück folge. Freilich bedient sich dann das Schicksal, um die Rache zu vollbringen, der Hand des Sterblichen, aber dieser erscheint dann nur als das willenlose Werkzeug. Auf diese Weise entschuldigt Klytämnestra den Gattenmord, indem sie zu dem klagend schmähenden Chor sagt: „Laut rufft du aus, daß diese That mein sei; doch sage nicht auch, ich sei das Weib des Agamemnon; vielmehr hat unter der angenommenen Gestalt der Gattinn dieses Todten der alte wüthschnaubende Rachegeist des Atrous ob dem entsetzlichen Schmaus ihn gestraft, den Mann zum Opfer bringend den Kindern.“ **) Strafbar aber ist Agamemnon in den Augen der Klytämnestra, erstens weil er die Iphigenia, sein eignes Kind opferte, ein Opfer, zu welchem er durch ein doppeltes Vergessen gegen die Diana veranlaßt wurde, indem er nicht bloß ein ihr heiliges Thier erlegte, sondern sich auch überwüthig rühmte, Diana hätte selber nicht so gut treffen können; zweitens weil er die gefangne Kassandra als Rebsweib in's Haus brachte, wodurch sich Klytämnestra als Gattinn gekränkt fühlte. Vergl. Eurip. Electr. 1030. seqq. Blind erscheint mehr das Schicksal beim Euripides, der aber auch keinen Anstand nimmt, den Phöbos Apollon selber

*) So sagt Theognis: τίπτει τοι κόρος ὕβρι, ὅταν κακῷ ὄλβος ἔπηται ἀθρώπῳ, die ὕβρις aber wird von den Göttern gestraft:
 ἀλλὰ τις ἀθανάτων κατ'εὖς μῆστιγῆρας, ἀγαιούς,
 ὕβρι ἀγασσάμενος θυμάλγεια καὶ κακὰ ἔργα.

Hom. Od. XXII. 63.

**) Aeschyl. Agam. 1476, seqq.

der Thorheit zu beklagen. *) Ob nun aber das Schicksal über dem Zeus steht, oder von diesem gelenkt wird, ist schwer auszumachen, da schnurstracks widersprechende Ansichten selbst bei Einem und Demselben vorkommen. Wenn es auch beim Aeschylus heißt, daß Zeus seinem Schicksal nicht entgehen könne, **) so wird doch wieder andererseits Zeus die Ursache von Allem, der Vollender von Allem (*Διὸς πανταίων πανεργέτα*) genannt und gefragt: Was denn den Menschen widerfähre ohne Zeus? ***) Eben so sind die Ausdrücke *αἰὶα Διὸς*, *Διὸθεν αἰὼα* und ähnliche gewöhnlich. Läßt sich nun auch zu einer klaren Vorstellung von dem Schicksal, wie die Griechen es sich dachten, nicht gelangen, weil sie bei ihnen selber schwankte, so wird doch die von uns versuchte Zusammenstellung wenigstens einige Andeutungen zum Verständniß geben.

Bei der Frage nach der Zulässigkeit einer Erneuerung der antiken Tragödie ist unstrittig die Erwägung des geistigen Gehaltes der letztern von der größten Wichtigkeit. Indem wir diesen Punkt hier in der Kürze als erledigt ansehen, — denn eine umfassende Darlegung des reichen Inhalts würde die uns hier gesteckten Grenzen bei Weitem überschreiten, — gehen wir nunmehr zur Erörterung der poetischen Form über und geben zugleich Rechenschaft von den Grundsätzen, nach welchen wir bei unserer Uebersetzung verfahren sind.

Zuvörderst müssen wir bemerken, daß wir danach gestrebt haben, eine durchaus selbständige Uebersetzung zu liefern. Deshalb haben wir uns geflissentlich enthalten, vor oder bei unserer Arbeit von den Leistungen unserer Vorgänger irgend Kenntniß zu nehmen, weshalb eine Uebereinstimmung mit denselben, falls sie sich irgend wo finden sollte, nur zufällig oder nur durch die Einerleiheit des Originals herbeigeführt sein könnte. Der Grund unseres Ver-

*) *Μοῖραν ἀνάγκης ἦγεν τὸ γέναι*
Φοῖβον εὐσοφοὶ γλώσσης ἔρομαι.
 Eurip. Electr. 1301—2.

**) *οὐκοῦν ἂν ἐκφύγοι γὰρ τὴν πεπωμένην.*
 Prom. 513.

***) *τί γὰρ βροτοῖς ἄνευ Διὸς τελευταί;*
 Agamemn. 1466.

fahrens, das vielleicht Manchem tadelnswertth scheinen möchte, indem einem Uebersetzer nicht bloß vergebnt, sondern geboten zu sein scheint, kein Hülfsmittel der Belehrung unbenutzt zu lassen, ist aber folgender.

Wenn man zugibt, daß die classische Philologie zu ihrer Aufgabe habe, das Alterthum zu reproduciren, d. h. aus den noch vorhandenen Denkmalen ein Gemälde zu entwerfen, das sowohl in seinen Hauptumrissen als in den einzelnen Gruppierungen eine möglichst treue Anschauung von dem vielbewegten bürgerlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben der Alten gebe, so wird jede einzelne philologische Leistung auf diesen Hauptzweck bezogen werden müssen, damit sie als organisches Glied des Ganzen erscheine und dazu dicne, einen der wesentlichen Züge jenes zu erneuernden Bildes hervor zu rufen. Wie aber, muß man fragen, überzeugt sich der Philologe von der Richtigkeit der von ihm entworfenen Zeichnung, da das Original zertrümmert da liegt und er seine Copie nicht damit vergleichen kann? Es läßt sich hierauf nur antworten, daß eine objective, für Alle und Jeden gültige Ueberzeugung nicht zu erreichen steht. So wie nämlich jeder denkende Kopf die Außenwelt überhaupt auf eigenthümliche, ihm allein gemäße, Weise aufnimmt, so wird er auch jedes Erzeugniß der Kunst, welcher Zeit es auch angehöre, nur im Lichte seiner Intelligenz anschauen, weil Niemand aus sich selber heraus kann. Autoritäten zu folgen ist zwar sehr löblich, ja unerläßlich, um zu lernen, seine Schule durchzumachen, sich des Materials zu bemächtigen, Andeutungen, Fingerzeige zu erhalten, nicht aber, um selber zu produciren, falls man zu solcher Production wirklich durch ein inneres Bedürfniß gleichsam genöthigt wird. Ja wollte man selbst aus unbegrenzter Verehrung der Lehrmeister seine Selbstständigkeit freiwillig aufgeben und auf die Worte des Meisters schwören: es würde dem unterwürfigen, ächt pythagoräischen Bögling seine Selbstverläugnung nicht nützen, indem dieselben Lehren von verschiedenen Jüngern verschieden aufgefaßt werden und ein noch so aufrichtig gemeintes *αὐτὸς ἔφα* keine Bürgschaft für die treue Uebersetzung der empfangenen Belehrung gewähren kann. Denn dieses: „Er hat es gesagt“ heißt eben nichts anders als: so habe ich den Meister verstanden. Mit den herrlichen Dichtungen des grie-

chischen Alterthums, da sie aus lebenswarmem Herzen und reichbegabtem Geiste hervor gegangen sind, steht es nun nothwendig so, daß sie bei jedem Kenner, wenn auch dieselbe Bewunderung, doch eine verschieden nüancirte Anschauung des Antiken erwecken. Will man nun nicht die eigenthümliche harmonische Farbengebung, wie die Selbstanschauung sie erzeugt, durch disharmonische Pinselstriche — *varias inducere plumas* — entstellen und ein buntfarbiges Zerrbild hervor bringen, so muß man sich von fremdartigen Einflüssen so viel als möglich fern halten. Aus solchen, hier und dort leihweise entnommenen Bestandstücken — und wären dieselben auch Züge von Meisterhand — wird doch kein Ganzes: der größte Vorwurf, den man einem Kunstwerk und seinem Künstler machen kann. *Ponere totum nescit. Simplex dumtaxat et unum.* — Was nun aber das Lernen betrifft, so enthalten Scholiasten und ältere und neuere Commentatoren so viel Belehrendes, daß auch dem mächtigen Talent ein hinlängliches Verständniß eröffnet wird: was aber an den alten Autoren über die Verstandesauffassung hinausgeht, Geschmack, Schönheit, geniale Erhebung über die Sphäre sinnlicher Bedürftigkeit, endlich jener unendlich beseligende Enthusiasmus für alles Hohe und Edle, alles Dies läßt sich nicht lernen, selbst nicht aus Uebersetzungen!

Dazu kommt noch, daß unsere aufrichtige Verehrung für den Fleiß, das ernste Streben, das tiefe Wissen unsrer meisten Uebersetzer der Alten uns nicht hindert, von ihren Grundfägen in wesentlichen Punkten abzuweichen. So viel auch und so rüstig bei uns übersezt wird, so steht dennoch die Uebersetzungskunst noch fern vom Ziele der Vollkommenheit. Die Sache ist auch zu schwierig, die Erfordernisse zu umfassend, als daß hier mit dem ersten Wurf oder auch nur nach den ersten wiederholten Versuchen das Ideal, welches hier vorschweben muß, erreicht werden könnte. *) Der geneigte Leser würde mit Unrecht annehmen, daß wir uns selber dunkelhaft über

*) Die durch die Natur der zu lösenden Aufgabe mehr als durch irgend ein Unvermögen der Uebersetzer verschuldete Unvollkommenheit, darf jedoch für das höchst Verdienstliche ihrer Leistungen die Anerkennung nicht schwächen. Um nur bei den Tragikern stehen zu blei-

unsere Vorgänger erheben, unserer etwaigen Leistung einen besondern Werth, einen Vorzug vor andern zuerkennen wollten. Keinesweges. Wir würden uns des hohen Genusses, den uns das Studium des Antiken gewährt, unwürdig halten, müßten wir uns in einer so kläglichen Selbstüberschätzung befangen sehen. Nur auch einen Stein zum Tempelbau, zur Wiederherstellung des Prachtgebäudes griechischer Kunst wollten wir herbei tragen, beglückt, wenn die Meister ihn aufzunehmen und einzufügen würdigen; obgleich uns bei solcher durch die Natur der Sache gebotenen Bescheidenheit das Bewußtsein nicht fehlt, daß wir für das bessere Gelingen unserer Arbeit uns in den Besitz aller derjenigen Mittel gesetzt haben, welche durch ernstes Studium gewonnen werden könnten. Doch halten wir für Pflicht, unsere Ansicht näher zu entwickeln.

Daß ein Werk der Poesie in poetischer Form übersezt werden müsse, wenn es nicht etwa lediglich um den etwaigen historischen oder wissenschaftlichen Gehalt zu thun ist, oder anderweitige, die Poesie als solche nichts angehende, Zwecke erreicht werden sollen, steht fest; denn was man auch einwende, hat man erst die ursprüngliche Form zerstört, so ist auch das Gedicht vernichtet. Hierüber kann unter Sachverständigen kein Streit obwalten, wohl aber darüber, in wie weit der Uebersetzer sich an das Original anschließen müsse. Mit dem kurzen Bescheid: so nah als möglich, ist nicht viel gewonnen, denn man fragt sofort, welches sind nun die Grenzen und worin besteht diese Treue, welche man nicht mit Unrecht für den höchsten Vorzug der Uebersetzung hält. Hierüber herrschen sehr irrige Ansichten, und wenn wir auch die Streitsache hier nicht zur völligen Entscheidung bringen, so dürfte es jedenfalls der Mühe werth sein, den Gegenstand ernstlich zu erwägen. Form und Inhalt eines guten Gedichts sind zwar innig mit einander verschmolzen, gleichwohl aber, da es ungerneimt wäre, zu behaupten, daß der Inhalt nur wegen der poetischen Form, der Gedanke wegen des Wortes, die Sache

den, so muß, was v. Humboldt, Heinrich Voss, Drossen, Thudichum, Donner und Stäger, jeder in seiner Weise Ausgezeichnetes gegeben haben, äußerst schätzbar erscheinen, kann aber nur bei unbefangener tieferer Prüfung und Vergleichung recht gewürdigt werden.

wegen des Ausdrucks da ist, so wird man den Inhalt für das Erste, sowohl der Zeit als dem Range, der Wichtigkeit nach, gelten lassen müssen. *) Wir wollen also, daß dieselben Gedanken, in derselben Ordnung, mit derselben Schärfe und Klarheit wieder gegeben werden, daß die Empfindungen vornehmlich nichts an ihrer Innigkeit einbüßen und zuhöchst, daß der Total-Eindruck in Nachbild und Urbild vollkommen gleich sei. Angenommen, nun der Uebersetzer ermangele für keine dieser Forderungen des Talents, er habe das richtige Verständniß, besitze auch eine gewisse Congenialität, jene geistige Verwandtschaft, die ihn häufig da noch sicher leiten wird, wo die Gelehrsamkeit nicht ausreicht: — so fragt es sich immer noch, ob das Metall, welches ihm zum Gusse seines Abbildes zu Gebote steht, dasselbe sei, dessen sich der erste Bildner bediente, oder wenn auch dies nicht, ob nur von gleicher Güte, oder falls auch dies nicht ist, ob die etwaigen Mängel durch andere Vorzüge aufgewogen werden; mit andern Worten, es fragt sich, ob die Sprache, in welche übersezt werden soll, eben so reich an Worten und deren Biegungsformen sei, ob sie eine gleiche Freiheit der grammatischen und rhetorischen Construction zulasse, ob sie dem materiellen Klange nach eben so glücklich organisiert worden, endlich ob ihre Selbennmessung auf denselben Gesetzen beruhe? Wenn nun die deutsche Sprache — ihrer sonstigen Vortrefflichkeit ungeachtet — in Beziehung auf alle diese eben ange deuteten Erfordernisse der griechischen nachsteht (über das wie weit wollen wir nicht rechten), so erscheint es von vorn herein unmöglich, eine im strengsten Sinne getreue Copie eines griechischen Dichterverkes in deutscher Sprache zu geben. Bedarf es

*) Man hat zwar behauptet, bei dem Dichter werde Form und Inhalt in demselben schöpferischen Moment erzeugt, allein dies ist nur in sehr beschränktem Sinne wahr; denn, um hierüber kurz zu sein, nicht nur hat Goethe seine Iphigenie erst prosaisch geschrieben, eben so Klopstock die ersten drei Gesänge der Messiasde erst in Prosa ausgearbeitet, sondern auch Schiller sich sieben Jahre mit seinem Wallenstein getragen, ehe er für dieses Meisterwerk die angemessene Form fand. Von Platon ist bekannt, daß er an dem formellen Ausdruck seines auch als rhetorisches Kunstwerk hoch stehenden Staates bis zu seinem Tode immer von Neuem besserte.

aber erst noch des Beweises, daß das Deutsche nur mit äußerster Kühnheit den griechischen Sprachschatz nacherschaffen kann, daß es seine grammatischen Flexionen fast ganz abgeschleift hat, während das Griechische einen Ueberfluß daran besitzt, daß ferner schon wegen dieser Armuth an grammatischen Formen die Wortstellung einfacher, geregelter sein muß, weil mit jeder gewagten Inversion die Klarheit des Gedankens oder seine Energie in Gefahr kommt, daß durch die Häufung der Consonanten und der Pischläute bei dem Verluste der früher im Deutschen vorhandenen Vocalfülle die Euphonie unsäglich gelitten hat und daß endlich die prosodischen Gesetze beider Sprachen nicht bloß auf verschiedenen, sondern geradezu auf entgegengesetzten Principien beruhen? Daß Länge und Kürze — falls dergleichen überhaupt im Deutschen vorhanden ist — dort von dem materiellen Klange, hier von der spirituellen Bedeutung, dort von der Form, hier von dem Inhalte abhängt, sollte gleichgültig sein? — Andererseits was wären es denn für Vorzüge, welche das Deutsche in seine Schaafe legen könnte, um sie zum Sinken zu bringen, oder auch nur das Gleichgewicht herzustellen? — Es kann also nur befremden, wenn der deutsche Uebersetzer mit seinen ärmlichen Mitteln es dem in reicher Fülle schwelgenden Griechen gleichthun will, wenn er sich anheischig macht, mit seinen ziemlich rauh gesponnenen Fäden ein Prachtgewand zu weben, gleich dem griechischen Peplos, womit die hehre Athene selber sich zu schmücken nicht verschmähen dürfte.

Alle diese Bedenken könnten thatsächlich mit Eins niedergeschlagen werden durch die Entgegnung, daß doch solche sinn-, worts- und versgetreue Uebersetzungen der Classiker vorhanden sind. Zu läugnen ist nicht, daß die Uebersetzer aller Schwierigkeiten ungeachtet Ueberraschendes geleistet haben; allein eine wahrhafte Copie existirt nicht und kann aus den angedeuteten Gründen nicht existiren. Sollte auch der Dialog mit noch größerer Vollkommenheit nachgebildet werden, als bisher geschehen, so werden doch die Chorgesänge stets unnachahmlich bleiben. Wer den Gegenstand reiflich geprüft, oder gar selber den Versuch einer Nachbildung gemacht hat, wird durchaus das gewichtige Urtheil Böckh's als richtig anerkennen müssen, wenn er sagt: „Keine Uebersetzung kann alle Schönheiten des So-

phokleischen Chors wiedergeben, am wenigsten die rhythmische Malerei in demselben, für welche unsere Sprache nicht geeignet ist.“ Gleichwohl läßt sich mit unserem Sprachschaz, der wirklich eine Fundgrube der treffendsten Gedankenbezeichnungen ist, sehr viel erreichen, und schon um dieser anzuerkennenden Möglichkeit einer glücklicheren Nachbildung sollte vergönnt sein, derartige Versuche immer von Neuem zu wiederholen. Wenn aber Böckh an derselben Stelle die prosaischen Wendungen und kraftlosen Ausdrücke einer Uebersetzung tadelte, deren sonstige Vorzüge von jenem großen Philologen ebenfalls gebührend anerkannt werden; so möchten wir andererseits auch einen Fehler rügen, welcher jenem entgegengesetzt ist und in den die Uebersetzer noch viel häufiger fallen.

Nämlich die an sich richtige Ansicht von der Erhabenheit der griechischen Tragödie verleitet fortwährend zu dem Irrthum, daß die tragische Sprache auch im Dialog weit über alles Maas gewöhnlicher Unterredung hinaus gehe, und daß daher nichts so sehr zu vermeiden sei als diese Annäherung an das Natürliche in den Uebersetzungen.

Nach unserem Dafürhalten gibt es kaum einen Irrthum, der so unmittelbar den Genuß jener geistreichen Schöpfungen stört, indem er gerade denjenigen Vorzug auslöscht, der zu ihrer Vollkommenheit am meisten beiträgt: einfache Natürlichkeit. Wir wagen die Behauptung mit Bestimmtheit auszusprechen, daß nirgends bei Sophokles im Dialog die Construction gezwungen, die Wortbedeutung willkürlich geneuert und der Ausdruck mit declamatorischem Pomp geschmückt sei. Die einzige Erhabenheit, d. h. Erhebung über das Alltägliche, liegt vielmehr in dieser göttlichen Besonnenheit, nach welcher Gefühl oder Gedanke sein schönes Ebenmaas und in den gewählten Worten und Wendungen immer die allein angemessene Bezeichnung findet. Auf ausgezeichnete Weise hat Droysen den Dialog im Aeschylos behandelt und damit ein Muster aufgestellt, nach welchem man sich fortan bei ähnlichen Versuchen zu richten haben wird. Unsers Erachtens gilt dasselbe von den Chorgesängen. Von den gewaltsamen Wortstellungen und dem Prunk mit Klangworten ist keine Spur zu finden. Daher herrscht in den elyrischen Gesilden der Originale die ewige Sonne der Klar-

heit, während nicht selten die Nacht des Erebus über die labyrinthischen Irrgänge der Uebersetzungen undurchdringlich sich lagert.

Ein übrigens sehr achtungswerther Lehrer der Aesthetik, selber Verfasser einer für ihre Zeit dankenswerthen Uebersetzung des Sophokles, die aber, abgesehen von häufiger Gedanken-Entstellung, an dem Fehler der Unklarheit krankt, spricht sich darüber in der Weise entschuldigend aus, daß er sagt, es wäre eine unbillige Forderung, solche schwierige Gesänge gleich bei der ersten Lectüre verstehen zu wollen; wer eine Symphonie von Bach höre, verstehe sie auch nicht gleich, deshalb kehre man zu wiederholten Malen zu ihr zurück. Wir fürchten aber, daß diese Entschuldigung schon deshalb nicht zulässig sei, weil sie auf einer unpassenden Vergleichung beruht. Für's Erste ist zwischen Musik und Poesie der gewaltige Unterschied, daß jene sich vorzugsweise an Phantasie und Gefühl wendet, indem sie sich darauf beschränkt, mehr oder weniger unbestimmte Empfindungen zu erwecken, den Verstand des Hörers dagegen vergleichungsweise nur sehr wenig anzuregen. Wir sagen nicht, daß es bei guter Musik nichts zu denken gibt, — in Allem, was der menschliche Geist hervor bringt, ist Gedanke, — sondern nur, daß das Gedachte vor dem Empfundnen nicht überwiegend hervor trete und eine hohe Ergözung durch dieselbe auch dann noch möglich bleibe, wenn die Individualität des Hörers für die Auffassung des tieferen geistigen Gehalts nicht geeignet ist. So hört der größere Theil des Publikums Mozart's Meisterwerke mit Entzücken, ohne sich irgend eines eigentlichen Verständnisses derselben rühmen zu können. Aber selbst bei den schwersten Compositionen, wo der Componist allerdings mehr auf Verständniß der Zuhörer gerechnet hat, kann auch der völlige Laie immer noch von dem Zauber des Melodischen oder auch nur Rhythmischen angenehm erregt werden. Ganz anders verhält es sich mit der Poesie. Wer ein Gedicht in seinen wesentlichen Theilen nicht versteht, weil der Grundgedanke verhüllt, oder auch nur die denselben tragenden und stützenden Nebenideen verdunkelt wurden, dem wird eben dadurch aller und jeder Genuß entzogen, indem der Wohlklang der Verse für sich allein — falls derselbe bewahrt worden — zu schwach ist, um die Wirkung einer Musik hervor zu bringen, andererseits auch nur dann erst wahrhaft gefühlt wird, wenn sich seine

Harmonie mit dem Gedanken bemerklich macht. Zweitens wird hierbei ganz übersehen, daß ein Drama, zumal ein griechisches, nicht eigentlich für die einsame Lectüre geschrieben ist, sondern für die Aufführung. Der Dichter muß also, wenn er nur irgend einen vernünftigen Zweck bei der Abfassung seines Werkes verfolgt hat, nothwendig gleich bei der ersten Aufführung verstanden werden wollen, wenigstens in soweit dies überhaupt bei einem gedankenreichen Gedichte möglich ist. Sollte die Aufführung der Antigone einen Theil der Zuschauer ganz unbefriedigt gelassen haben, was gewiß nur von einer unbedeutenden Minderzahl gelten kann, so müßte dies daran gelegen haben, daß dieselben nach einer ähnlichen Zumuthung das erste Mal nicht zu verstehen bräuchten.

Drittens aber, wenn die Uebersetzung sich für eine treue Copie des Originals ausgibt, so kann sie ihre Dunkelheit nur mit der des Originals entschuldigen. Es ist aber, wie wir bereits andeuteten, nichts weniger als der Wahrheit gemäß, daß die Tragiker und zumal Sophokles sich einer irgend wie dunkeln schwerfälligen Ausdrucksweise bedienen; im Gegentheil, sie bekunden eben darin ihren Beruf für die dramatische Kunst, daß sie naturgetreu die Charaktere aufzufassen, consequent durchzuführen und im Reden wie im Handeln, mit der anschaulichsten Klarheit darzustellen wissen. Aeschylos macht allerdings häufig eine Ausnahme hiervon und erschwert durch dunkle Worte und Wendungen das Verständniß. Aber wenn er auch schon von den Alten selber um dieser relativen Dunkelheit willen getadelt worden ist, so muß gleichwohl zu seiner vollkommenen Rechtfertigung angeführt werden, daß er, ungeachtet der etwaigen Leistungen seiner Vorgänger, doch erst die Sprache für die Tragödie zu schaffen hatte; dann daß bei ihm die gewaltige Energie des Gedankens ein Riesengeist ist, welchem angemessen zu werden, selbst der reichbegabten griechischen Sprache nicht ohne Kampf gelingen konnte. Wir sehen gleichsam die orakelgebende Sibylle, wie sie sich sträubt und ringt, da sie den Gott in sich aufnehmen und eine würdige Verkündigerin seiner Aussprüche werden soll. Doch auch er bleibt natürlich und einfach, wo nicht das Ungewöhnliche der Situation ein Hinausgehen über die gewöhnlichen Schranken gebietet.

Daß wir bei dieser Naturwahrheit nur an die veredelte Natur zu denken haben, nicht an die mit den Schlacken der Niedrigkeit behaftete, versteht sich von selbst, da wir uns auf dem Boden der Kunst befinden. Wenn jedoch von Schwierigkeit des Verständnisses der Tragiker gesprochen wird, so betrifft dies nur das Philologische, genaue Kenntniß der Sprache und der ganzen Volksthümlichkeit. Das muß der Uebersetzer durch Studium überwunden haben, um sich mit Leichtigkeit auf diesem classischen Gebiete bewegen zu können. Uebrigens diese treuen Dolmetscher, welche Alles gethan zu haben glauben, wenn sie dem Leser die gleiche Anzahl Sylben zuzählen, mit vermeintlicher gleicher Quantität, wobei übergesetzte Häkchen und Striche oft das Beste thun müssen, machen sich nicht nur der höchsten Untreue schuldig, indem sie den Gedanken, d. h. doch wol den besten Theil unterschlagen, sondern sie begehen auch eine Impietät gegen die großen Alten, welche sich dadurch in einer, nichts weniger als empfehlenden Gestalt vor einem größern Publicum zeigen sollen, das sie nur nach dieser Pseudo-Verjüngung beurtheilen kann und daher nothwendig verurtheilen muß.

Zur Rechtfertigung dieser Ansicht, von welcher wir uns bei unserer Arbeit vornehmlich haben leiten lassen, dienen folgende, sehr beherzigenswerthe Worte von Fr. Aug. Wolf: „Indem der Uebersetzer den lebendigen Geist seines Originals erfasset, wird er die höchste Treue üben können, und nicht mit dem mühseligen kleinen Dienste, welcher Worte vorzählt, eine untreue Copie im Ganzen geben. . . . Andere Uebersetzungen, welche sich vornehmer gebärden, strecken doch oft so starr und ungeschmeidig ihre todten Häupter dar, daß nur Der sich daran vergnügt, der von den Urbildern genug mitbringt, um auch durch die umgewandte Tapete gern zu schauen; Andre fühlen sich dadurch nichts weniger als angezogen zu eigener Bekanntschaft mit den in den Vorreden gepriesenen Urbildern. . . . Nur durch eine gewisse Untreue wird die ächte Treue zu erreichen sein.“ *) Aber freilich dafür gibt es eine scharfe Grenzlinie, dieseit und jenseit welcher, wie Horaz sagt, das Rechte nicht bestehen kann.

*) Aristophanes' Wolken, Griechisch und Deutsch. S. XXIV.

Obgleich wir von der Zweckmäßigkeit einer solchen Untreue, wie Wolf sie meint, überzeugt sind, haben wir es doch nicht gewagt, uns derselben geflissentlich zu bedienen, indem einerseits Wolf'sche Genialität dazu gehört, jene fein gezogene Grenzlinie dabei nirgends zu überschreiten, andererseits in Deutschland die einmal durch das Beispiel großer Vorgänger eingeführten Gesetze für die Uebersetzung antiker Gedichte zu streng von der Kritik überwacht werden, als daß man bei absichtlicher Abweichung von denselben auf Zustimmung rechnen könnte. Wir haben uns demnach der möglichsten Treue in Gedanken, Worten und Wendungen beflissen und das etwaige Maaß unserer Kräfte aufgeboten, um den beabsichtigten Endzweck zu erreichen, nämlich eine lesbare Uebersetzung, welche auch dem des Griechischen Unkundigen einigen Genuß, wie er von Werken der Poesie erwartet wird, gewähre, zu liefern. Die Absicht jedoch, mit unsern ehrenwerthen Vorgängern einen Wettstreit einzugehen, lag uns fern, da wir zu unserem Versuche nur durch die Liebe zu unserem Autor, mit welchem wir in einer vieljährigen Beschäftigung näher bekannt zu werden strebten und durch den Reiz veranlaßt wurden, die eigenen Kräfte zu prüfen und zu sehen, in wie weit sie es vermögen, die vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden. So wie wir also gern gelten lassen und aus wahrer Uebersetzung anerkennen, was von Jenen bereits geleistet worden, so möge auch unserer, jedenfalls nicht ohne angemessene Vorbereitung und ernstliches Bemühen um Verständniß und entsprechenden Ausdruck unternommenen, Arbeit eine Stelle neben den anderen vergönnt werden, in Erwägung daß, wie nur in der Vereinigung aller Strahlen das Licht, so auch nur durch Aufnahme aller vereinzeltten Erkenntnisse, und fänden sich darunter auch noch so unscheinbare, die Erkenntniß an sich oder die Wissenschaft erzeugt werde. Denn allerdings müssen wir die Thätigkeit des Uebersetzers, abgesehen von ihrer künstlerischen Seite, für wesentlich wissenschaftlich und zwar für eine solche halten, in welcher sich die Hermeneutik als in ihrem Gipfel vollendet, indem der Interpret als solcher, wie sehr er auch in's Einzelne eingehe, immer nur einzelnezüge heraus arbeitet und deren harmonische Zusammenstellung und Verarbeitung zu einem Gesamtbilde, zur Wiedererzeugung des zunächst von ihm zertrümmer-

ten Kunstwerks dem Uebersetzer überlassen muß. Und in sofern rechtefertigt sich vollkommen, was Solger, dem man ein sinnvolles Erfassen des Aesthetischen mit Recht zugestehet, von der hohen Bedeutsamkeit der Uebertragungen eben so eindringlich als geistreich gelehrt hat.

Wir beabsichtigten Anfangs, eine kritische Beleuchtung einer oder mehrerer vorhandenen Uebersetzungen der Elektra zu geben und hatten demgemäß bereits die nöthigen Vorarbeiten gemacht. Daß hierbei, wenn die Unbefangenheit des Urtheils sich zur Gründlichkeit der Untersuchung gesellt, das tiefere Verständniß des Autors wesentlich gefördert wird, kann um so weniger bezweifelt werden, als die Kritik überhaupt die leuchtende Fackel in der Hand der Philologie ist. Auch würden wir dadurch die Gründe unserer vielfachen Abweichungen von dem früher Gegebenen auszuführen, die schädlichste Veranlassung gehabt haben. Indes wir erwogen das Mißliche und Mißliebige eines solchen Unternehmens, und daß es sich nicht durchführen lasse ohne andre ehrenwerthe Männer in ihren Interessen zu verletzen und uns das Ansehen eines Schiedsrichters zu geben, der diktatorisch seine Ansicht, die gleichwohl wie die der Andern nur subjectiv sein kann, als die allein richtige aufzustellen beabsichtigt: eine Tyrannis, die im Freistaat der Wissenschaft keine Duldung verdient.

Was den Text betrifft, den wir bei unserer Arbeit zu Grunde legten, so ist es im Allgemeinen der von Hermann gegebene; wo wir von ihm abwichen, folgten wir Brund, Schäfer oder andern bewährten Gewährsmännern. Eine eigenmächtige Aenderung haben wir uns nirgends erlaubt, obgleich die Versuchung hier und da nahe lag. Sich einen eigenen Text zu gestalten, wenn es nicht etwa mit neuen, noch unbenutzten Hülfsmitteln geschieht, bietet allerdings viele Erleichterung, kann aber unserer Meinung nach, nicht innerhalb der Befugniß des Uebersetzers liegen, dessen Aufgabe sich in der Uebertragung des vorhandenen Buchstabens völlig erschöpft. Will man der Conjectural-Kritik freien Spielraum gestatten, so kann man gar leicht dahin kommen, ein fast andres Werk an die Stelle des zu liefernden zu setzen, wovon warnende Beispiele vorhanden sind.

In den Anmerkungen beabsichtigten wir nichts weniger als einen vollständigen Commentar zu geben; vielmehr beschränkten wir uns

vorzugsweise darauf, die besonders dunkeln Partien des Originals zu erläutern und besonders da, wo wir einer, von der gewöhnlichen verschiedenen Auffassung folgten. Hier war es Pflicht, zumal gegenwärtigen Autoritäten gegenüber, unsere abweichende Meinung zu begründen. Auf umständliche Wiederholung des Bekannten konnten wir um so weniger eingehen, als wir überzeugt sind, daß nicht leicht Einer an die Lesung einer Sophokleischen Tragödie geht, ohne einigermassen mit dem classischen Boden bekannt zu sein. Auch ist es schwer, hier das rechte Maas zu treffen, indem für den Kundigen Das zuviel ist, was dem Unkundigen noch lange nicht genügt.

Was die Behandlung des jambischen Trimeter betrifft, so erlaubt der Genius unserer Sprache allerdings eine gewissenhafte Nachbildung des Griechischen mit seiner ganzen nach den verschiedenen Gattungen der Dramen modificirten Mannichfaltigkeit, und im Allgemeinen bietet dieser Vers so wenig Schwierigkeit, daß die Stetigkeit des Diatogs, an welchem besonders ältere Uebersetzungen weit über Gebühr leiden, kaum entschuldigt werden zu können scheint. Nur aber sollten die Lehrer der Metrik nicht, von einer unbegründeten Theorie verleitet, Gesetze aufstellen, welche die ohnehin genugsam beschränkte Freiheit in noch engere Grenzen einschließen und den Fluß der Rede, für welche eine wohl verstandene Natürlichkeit unerläßlich bleibt, zu mäandrischen Krümmungen nöthigen, die nimmermehr dem gebildeten Ohre gefallen können. Eine gewöhnliche Folge solchen in bloße Willkür übergehenden Regelzwanges in der Theorie ist die Regellosigkeit in der Praxis. Wir begnügen uns, hier nur auf einen einzigen, doch wie uns dünkt, sehr wesentlichen Punkt aufmerksam zu machen.

Bekanntlich hat der tragische Trimeter seine Hauptcasur im dritten Fuße, und obgleich dieselbe häufig von den alten Dichtern verlegt worden ist, so muß dennoch anerkannt werden, daß sie ein wesentliches Bindemittel für diesen vielfußigen, gar leicht in materiell zusammenhangslose Bestandtheile zerfallenden, Vers ausmacht und durchtritt zur Förderung der Eurhythmie, der harmonischen Fortbewegung, von nicht geringer Bedeutung ist. Hieraus fließt nun eine zweite Regel, nach welcher am Schlusse des dritten Fußes die Incaesura, der Versabschnitt, vermieden werden soll. In der That zer-

fällt durch eine solche Incision der Vers in zwei gleiche Hälften, es entsethet eine Pause, welche gerade an dieser Stelle so auffallend für das Ohr ist, daß die Einheit des Verses sich auflöst und dieselbe fast nur noch graphisch durch die Einerlichkeit der Zeile für das Auge versinnlicht wird. Kurz, es geht daraus der sogenannte Alexandriner hervor, ein Vers, welcher nicht bloß durch den willkürlichen Gebrauch der Spondeen und die gleichförmige Wiederkehr des Reimes, sondern auch, und zwar vorzugsweise, wegen jenes mißfälligen Abschnittes aus der neuern Tragödie mit Recht verbannt worden ist.

Dennoch aber kann in ziner Sprache, welche wie die deutsche, viele einsylbige und zweisylbige Wörter hat, jene Incision im Trimeter keinesweges überall vermieden werden, wenn man nicht die Klarheit und einfache Natürlichkeit des Gedankens jenem rhythmischen Gesetze zum Opfer bringen will. Hierbei ist noch Eines zu erwägen. In selbstständigen originalen Dichtungen wird es dem auch nur einigermaßen gewandten Poeten leicht gelingen, in den meisten Fällen der jedesmal auszudrückenden Empfindung oder Idee eine solche Wendung und Einkleidung zu geben, welche der strengsten Gesetzmäßigkeit entspricht, indem es ihm überlassen ist, diese oder jene Nuancirung zu wählen, wenn nur der Haupteindruck dadurch weder geschwächt noch verändert wird. Ganz anders verhält es sich mit dem Uebersetzer. Ihm ist im Original nicht bloß der Gedanke im Allgemeinen gegeben, sondern in einer bestimmten, ganz individuellen Schattirung, welche ihrerseits nicht bloß durch die Wahl gewisser Worte, sondern auch durch die Stellung derselben bedingt wird. Hiervon sich zu entfernen, verbietet ihm das erste aller von ihm zu befolgenden Gesetze, das der Treue. Er befindet sich also wirklich zwischen Scylla und Charybdis, indem ihm nur die bedenkliche Wahl bleibt, entweder die Treue des Gedankens gegen die des Ausdrucks oder umgekehrt zum Opfer zu bringen, d. h. aber den Geist gegen die Materie zurückzusetzen oder die letztere als das Gleichgültigere zu behandeln. Da es nun den, nach Mängeln suchenden Kritikern leichter ist, einen Fehler gegen die Cäsur, der, wenn er begangen ist, sich nicht abläugnen läßt, nachzuweisen, als einen Verstos gegen den Gedanken, oder eine feine Nuancirung desselben, zu tadeln, oder Unklarheit zu rügen, so kann man es den Uebersetzern

kaum verargen, wenn sie lieber auf der Seite fehlten, wo sie vor Tadel sicherer zu sein hoffen konnten.

Wenn wir übrigens das Opfer der Eurhythmie für das geringere halten, so haben wir die Praxis namhafter Dichter für uns, besonders solcher, bei welchen der Gedanke überhaupt, das Geistige, überwiegend ist. So z. B. hat sich Schiller mit Entschiedenheit zu Gunsten des Trimeter für die höhere Tragödie ausgesprochen und ihm den Vorzug vor dem bei uns gebräuchlichen jambischen Fünftakter gegeben, und selbst mehrere Versuche gemacht, ihn in denjenigen seiner Tragödien anzuwenden, welche zu den köstlichsten Erzeugnissen seiner Muse gehören. So klein aber auch verhältnißmäßig die Zahl der von ihm verfertigten Trimeter ist, so gering daher der Aufwand von Zeit und Mühe war, welche ihre sorgfältige Gestaltung erforderte, so finden wir doch nicht, daß er es der Beachtung werth gehalten habe, das hier in Rede stehende Gesetz in diesen wenigen Versen vollkommen zu beachten. Zwar hat er die Cäsur beobachtet, aber die Incision nach dem Schlusse des dritten Fußes nicht vermieden. Wir geben einige Beispiele:

Zu deinen Füßen sint' | ich wehrlos, stehend hin,
Reich an Besizthum wohnt | der Vater mir daheim,
Mit reichem Gelde löst | er den geliebten Sohn.

Wenn dich das Unglück in | des Krokodil's Gewalt
Gegeben oder des | gesteckten Tigers Klau'n.

Nicht schrecklich bist du in | der Nähe anzuschau'n.
Es zieht das Herz mich zu | der lieblichen Gestalt.
Dahem gelassen hab' | ich eine holde Braut,
Sie harret weinend des | Geliebten Wiederkunft.
O wenn du selber je | zu lieben hoffst und hoffst,
Beglückt zu sein durch Liebe.

Du rufest lauter irdische fremde Götter an,
Die mir nicht heilig noch | verehrlich sind. Ich weiß

Und nimmer kennen werd' | ich ihren eitlen Dienst. *)

*) Schiller's Jungfrau von Orleans. Zweiter Aufzug, siebenter Auftritt. Den Tadel, welchen man gegen diese dem Homer nachge-

Ein Gleiches gilt von der Behandlung dieses Verses in einer andern Tragödie, welche, ebenfalls der Periode der Reife des Dichters angehörend, bei allen Mängeln, welche die Kritik in den angewandten tragischen Motiven fand, doch von Seiten der Versification gerechten Beifall gefunden hat.

Sobald der Abschnitt in die Mitte fällt, entsteht allerdings eine Zerküftung in zwei Halbverse, und, was man auch dagegen einwenden mag, es fehlt diejenige bindende Kraft, welche sonst durch die regelmäßige Cäsur im dritten Fuße bewirkt wird, wie in folgenden:

Beruehmt denn meines Willens ernstlichen Beschluß,

Und wie ich's euch gebiete, also löb es aus.

Gleichwohl darf man nicht übersehen, daß eine scheinbare Zerküftung in Hemistichien durch die Incision in der Mitte doch nur dann entsteht, wenn mit dem Versabschnitt auch ein Sinnabschnitt eintritt; wo dies nicht der Fall ist, übt die Einheit des Gedankens eine gewisse ergänzende bindende Kraft, wie in folgenden Alexandrinern:

Laß Schmerz und Dru', verlarvt in schimmerndes Vergnügen

Das unterfahrne Herz der Sterblichen betrügen. (v. Cronegli.)

Die Griechen waren in Beziehung auf diese Regel, wie sie von den deutschen Metrikern aufgestellt wird, viel weniger streng, oder vielmehr sie erkannten sie gar nicht an. Solche Dimeter freilich, welche mit dem Versabschnitt auch einen Sinnabschnitt in der Mitte haben, kommen sehr wenige vor, doch fehlen sie auch nicht ganz. Im Sophokles sind uns folgende aufgefallen:

bildete Episode erhoben hat, können wir hier unbeachtet lassen, da wir es bloß mit der Versification zu thun haben. Da nun Schiller bei der Abfassung dieser Tragödie nicht bloß als Dichter, sondern auch als Theoretiker und ästhetischer Kunstrichter auf der höchsten Stufe derjenigen Durchbildung stand, zu welcher ihm empor zu steigen überhaupt vergönnt war, — und diese war darin doch bedeutend genug, — so dürfen wir annehmen, daß er ein Bewußtsein über jenen Mangel des Versbaues hatte, und ihn entweder überhaupt nicht als solchen anerkannte, oder für zu geringfügig hielt, um sich feinetwegen der Gefahr auszusetzen, die frische Lebendigkeit des ersten Ergusses durch die nachbessernde Feile zu schwächen.

ἐν τῇδ' ἔφασκε γῆ. τὸ δὲ ζητούμενον.
 εἶπω τι δῆτα κάλλ', ἢ ὀργίζῃ πλέον;
 πάντες γὰρ οὐ φρονεῖτ', ἐγὼ δ' οὐ μήποτε.
 τοῦτ' αὐτο μὴ μοι φράξ', ὅπως οὐκ εἰ κακός.
 πρὸς θεῶν δίδαξον καὶ, ἀναξ, ὅτου ποτε.
 ἐκνήξε μ' αἰε τοῦθ', ἕφειρετε γὰρ πολὺ.
 εἰκὴ κράτιστον ζῆρ, ὅπως δύνατό τις.
 δύστηνος, ἀπὲ τοῦ; τί προσροήζων μαθεῖν;
 τὸν παῖδ' ἔδωκας τῶδ', ὃν οὐτος ἴστορεῖ;
 οὕτως ἐλέγηται ταῦθ', ὅμως δ' ἴσταμεν. *)
 ὅσον τότε ἐχθρὸς ἦρ, τοσόνδ' εἶναι φίλος. **)
 φρονεῖν, φρόνει τοιαῦθ'. ὅταν γὰρ ἐν κακοῖς. ***)
 σὺ μὲν γὰρ εἴλου ζῆρ, ἐγὼ δὲ καταθεῖν. †)
 εὐφημίαν νῦν ἴσῃ, ἐπεὶ καταστεφῆ. ††)
 καὶ τῶνδ' ἀποισεις σῆμ', ὃ κείνος εὐμαθές. †††)
 φθίνει μὲν ἴσῃς γῆς, φθίνει δὲ σώματος. ††††)

Solche Verse dagegen, wo bei dem Versabschnitt in der Mitte kein Sinnabschnitt ist, gelten als regelmäßige und sind überaus häufig, doch mit Beobachtung der Cäsur. Auffallend scheint uns in dieser Hinsicht besonders die Stelle in Sophokles' Elektra, V. 947—989, wo fast die Hälfte der Verse in der ziemlich langen Rede der Elektra eine solche Incision hat.

Im Uebrigen bemerken wir noch, daß wir uns hier und da im Trimeter den Anapäst an Stellen erlaubt haben, wo er in der antiken Tragödie selten oder vielleicht gar nicht gefunden wird; obgleich mit Ausnahme des letzten Fußes, den auch wir immer als reinen Jambus gegeben haben, über die Vermeidung des Anapästis nichts mit völliger Bestimmtheit festzusetzen sein dürfte. Wir hätten denselben ebenfalls leicht vermeiden können, wenn wir nicht für seine

*) Oedip. tyr. 110, 364, 328, 548, 697, 786, 979, 1155, 1156, 1442, ed. Dindorf.

**) Ajax, 1377.

***) Electr. 1056.

†) Antig. 555.

††) Trachin. 178.

†††) ibid. 614.

††††) Oed. Colon. 616.

Anwendung einen, wie uns scheint, triftigen Grund gehabt hätten. Zuvörderst nämlich sind die daktylischen Wortfüße im Deutschen sehr zahlreich, wodurch man in die Nothwendigkeit versetzt wird, entweder allzu häufige und meist harte Elisionen zu machen, oder einen Anapäst statt des Jambus zu setzen; in solchen Fällen scheint uns die Wahl des letzteren immer angemessener, wenn man die gefällige Weichheit des griechischen Verses in unserer, doch immer nordisch rauhen Sprache nur einigermaßen beachten und nachbilden will. Trotz dieser Ansicht jedoch haben wir uns der Freiheit, eben weil es eine ist, nur sparsam bedient. Wo ein für den Sinn nothwendiges Wort, zumal ein Eigennamen auf keine andre Weise in den Vers geht, scheint weiter keine Entschuldigung nöthig zu sein. Aber auch ohne eine solche zwingende Veranlassung wählten wir diesen Fuß da, wo er den Rhythmus beweglicher macht, so daß dieser für den auszudrückenden Gedanken malerischer wird. Eine solche Wirkung bezweckten wir bei der Beschreibung des Wagenrennens, B. 700: erfüllt ward ganz

Von der rasselnden Wagen Getöse die Bahn, es wirbelt auf
Der Staub u. s. w.

Die Vermeidung des Spondeus in den gleichen Stellen ist für den Uebersetzer oft eine bedeutende Schwierigkeit, welche übrigens den deutschen Tragödiendichtern wenig Sorge machte. Verse wie:

Dies Haus, Herr Vogt, ist meines Herrn, des Kaisers

Frisch, Fährmann, schafft den Wiedermann hinüber . . .

Ich weiß, weiß Alles, was ihr dort verhandelt . . .

Das Christfest abzuwarten schwuren wir . . .

findet man häufig, und wenn sie für ein Schiller'sches Ohr nichts Anstößiges haben, so mögen sie wol so verwerflich nicht sein. In-
desß bei der Nachbildung antiker Maaße scheint uns eine solche Ab-
weichung von der Regel unpassend und wissenlich sind wir in die-
sen Fehler nicht verfallen. In B. 397 scheint uns dafür in der
Sagform eine hinlängliche Entschuldigung zu liegen, sonst hätten
wir auch hier den Spondeus sehr leicht vermeiden können. Viel-
leicht zählt man aber hierher B. 61:

Die Rede, die mir Vorthheil bringt, scheint mir nicht schlimm,
wo der vierte Fuß kein reiner Jambus ist. Wir bemerken hierüber er-

stens, daß wir den Spondeus leicht hätten vermeiden können, wenn wir statt Vortheil lieber Nutzen gesetzt hätten; aber der etwas jugendlich vorschnelle Gedanke des Drestes wäre dadurch gemildert und eben dadurch entstellt worden; zweitens aber sind die deutschen Wörter auf theil offenbar eher für Trochäen als für Spondeen zu nehmen, indem die Betonung dieser Sylbe ungemein geschwächt ist, was nicht bloß die Verkürzung Viertel, Fünftel u. s. w., sondern auch Urtheil statt Urtheil zeigt. — Vieles, was wir über diesen und ähnliche metrische Gegenstände noch zu sagen hätten, übergehen wir, indem die Erörterung über das Mechanische des Verses für den größern Theil der Leser in eben dem Maße leer an Interesse ist, als dieser Mechanismus dem Autor Mühe und Arbeit zu kosten pflegt.



Leben des Sophokles.

Es ist eine wohlbegründete Ansicht, daß in allen literarischen Erzeugnissen, welche nicht die Wissenschaft im engeren Sinne zum Gegenstande haben, der als ein an sich schon fertiger, nur tiefere Ergründung und lichtvollere Darstellung erwartet, — das tiefere Verständniß des einzelnen Werkes von der vertrauteren Bekanntschaft mit der gesammten Geistes-eigenthümlichkeit des Autors wesentlich bedingt wird, obgleich auch umgekehrt das Werk als eine That Zeugniß geben muß für seinen Urheber. Dies gilt vorzugsweise vom Philosophen und vom Dichter, weil nur ihre Leistungen wahrhaft neue Schöpfungen sind, welche durch ihr eigenthümliches Gepräge uns gänzlich fremd und unzugänglich bleiben müßten, falls nicht auch das bevorzugte Genie, wie hoch es immer seine Zeit überrage, doch seinerseits aus derselben hervorgegangen wäre und demnach sich von den Ideen genähret hätte, die gerade in der bestimmten Periode die allgemein herrschenden sind, und durch seine Einwirkung wiederum eine neue Gestaltung annehmen können. Daher rührt denn auch die ungemein günstige Aufnahme, welche besonders in unsern Tagen die Briefwechsel ausgezeichneter Schriftsteller oder sonstige specielle Mittheilungen über ihre Persönlichkeit finden; jeder hieraus zu schöpfende Zug ist ein Beitrag zur Erklärung der geist-

gen Physiognomien ihrer Werke. *) Dieser Reichthum in der modernen Literatur, welcher zur Uebersülle und Uebersättigung fortzugehen droht, steht in entschiedenem Gegensatz zu der Armuth der Nachrichten über die Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums. Was wir von ihnen wissen, sind dem größern Theile nach nichts als gelegentliche Notizen, welche von meist sehr späten Grammatikern zu ziemlich dürftigen Charakteristiken zusammengestellt wurden. Gleichwohl fehlt es heutzutage nicht an umfangreichen Lebensbeschreibungen griechischer Philosophen und Dichter, ja es scheint fast, daß je mehr mit dem zunehmenden Abstand der Zeiten die Möglichkeit abnimmt, zur Gewißheit über Lebensumstände zu gelangen, welche nur den damaligen Mitlebenden oder deren unmittelbaren Nachkommen bekannt sein konnten, — gerade die Biographie desto rüstiger werde, gleichsam um den factischen Beweis zu liefern, daß es der historischen Urkunden nicht bedürfe, um Historie zu schreiben. Wo die Quellen nicht ausreichen, muß die Combination eintreten und als letzte Instanz die Divination Ersatz schaffen für alle Gewißheit der Kenntniß, die uns durch die zerstörende Barbarei früherer Jahrhunderte für immer entzogen worden zu sein scheint.

Was wir nach den vorliegenden Zeugnissen von dem Leben des Sophokles mit Gewißheit sagen können, beschränkt sich auf einige, im Ganzen wenig charakteristische Notizen, die am vollständigsten in der griechisch abgefaßten Biographie von einem unbekanntem Verfasser sich beisammen finden. Was Lessing auf drei Seiten daraus mitgetheilt und als Biographie des Sophokles gegeben hat, ist schon mehr als Alles, was sich darüber als Thatsache anführen läßt. In der Voraussetzung, daß es manchem Leser angenehm sein werde, über die Lebensumstände des Dichters einige Belehrung zu erhalten,

*) „Diejenigen entbehren unsäglich, die ihn nicht persönlich kannten, um seine Werke ganz zu verstehen und ihn darin wiederzufinden. Seine Persönlichkeit, lebendig angeschaut, war ein unerforschlicher Text an sich und zugleich ein Commentar seiner Werke. Der ganze Mensch enthielt auch den ganzen Schriftsteller.“ Diese Bemerkung eines geistreichen und gelehrten Berichterstatters über Goethe gilt von jedem ausgezeichneten Dichter.

geben wir die Hauptdata, welche sich beim Ungenannten finden und fügen einige erläuternde Bemerkungen hinzu.

Sophokles, der Sohn des Sophilos, war ein Athener und zwar aus dem Bezirk von Kolonos. Sein Geburtsjahr fällt in die ein und siebenzigste Olympiade, 495 oder 496 vor Christus. Daß der Vater, ein wohlhabender Mann, wie eine Uebersetzung meldet, ein Zimmermann oder Schmied oder Schwertfeger gewesen sei, findet der Biograph deshalb unwahrscheinlich, weil Sophokles bei solcher Abkunft nicht der Ehre gewürdigt werden konnte, bei einem Feldzuge zum Anführer gewählt zu werden, gemeinschaftlich mit Perikles und Thukydides, den ersten Männern des Staates; auch würde er schwerlich deshalb dem Spotte der Komödienschreiber entgangen sein, welche ja auch den Themiokles nicht schonten, da er von mütterlicher Seite kein echter Athener war. Uebrigens zeichnete er sich durch seinen Charakter eben so wie durch seine Dichtkunst aus. Er hatte eine sehr gute Erziehung genossen, in der Gymnastik und Musik Unterricht erhalten und Ehrenpreise für seine Geschicklichkeit erlangt. Als nach dem Seesiege bei Salamis die Athener eine Trophäe errichteten, führte er den Reigen der Altersgenossen an und begleitete den Siegesgesang mit der Lyra. Bei dem Aeschylos soll er die tragische Poesie gelernt und nachher manche Neuerung in diesen poetischen Wettkämpfen eingeführt haben. *) So z. B. weil er selber an allzu schwacher Stimme litt, schaffte er auch die Gewohnheit ab, daß der Dichter als Schauspieler in seinen Stücken auftrat, also

*) Die Gründe, weshalb es unwahrscheinlich sei, daß er den Aeschylos zum Lehrer gehabt habe, findet Lessing darin, daß die Dichtkunst sich überhaupt nicht lehren lasse, und daß Aeschylos keine wissenschaftliche Theorie seiner Kunst besaß. Der erste dieser Gründe, an sich schon schwach, wird auch durch das Zeugniß über Pindar und andere ausgezeichnete Dichter widerlegt, deren Lehrmeister namentlich angegeben werden. Der zweite Grund widerlegt sich unter Anderem auch durch die Bemerkung Böckh's, daß die Theorie schon frühzeitig eine bedeutende Ausbildung erhalten habe. Ueber die Versmaße des Pindaros, S. 17. Böckh bezieht dies zunächst auf die Rhythmik, welche sowohl das eigentlich Künstlerische in der Tragödie als auch das sehr wohl Lehrbare in derselben war. Aus

nicht etwa die Verächtlichkeit der Profession, sondern die Schwierigkeit, die ungeheuren Räume des Theaters ohne übergroße Anstrengung zu füllen, hinderte ihn, die Rolle einer redenden Person zu übernehmen; daß er darum nicht gänzlich von der Bühne weglieb, beweist die Nachricht, daß er im Thamyris sich auf der Cithren ließ und in der Nausikaa mit seinem gewandten Ballspiel Beifall erntete. Die Anzahl der Choreuten erhob er von zwölf auf fünfzehn, auch führte er den dritten Schauspieler ein. Bekanntlich nämlich war die Tragödie Anfangs nur ein ununterbrochener Festgesang zu Ehren des Bacchos, und erst später entwickelte sich daraus durch das Hinzutreten eines ersten und dann eines zweiten Schauspielers das eigentlich Dramatische in dieser Dichtungsart. Auch ist er Erfinder des krummen Stabs, wahrscheinlich als Symbol des Alters, wenn Greise auftraten, so wie der weißen Schuhe, welche Schauspieler und Choreuten trugen. Ferner richtete er sich in der Abfassung seiner Stücke nach der Persönlichkeit seiner Schauspieler.

Sophokles trug mehr als zwanzigmal in den tragischen Wettkämpfen den Sieg davon; den zweiten Preis erhielt er öfter, niemals den dritten. Zur Anerkennung der Trefflichkeit seiner Kunst erwählten ihn seine Mitbürger zum Feldherrn; in welchem Kriege dies geschah, ist ungewiß. Er liebte aber auch seine Vaterstadt Athen so sehr, daß er sich nicht entschließen konnte, sie zu verlassen, ob schon er von mehreren Fürsten eingeladen wurde, sich an ihren

dieser letzteren Bemerkung geht hervor, daß wenn wir Böckh's Ansicht über die sehr früh mit Bewußtsein gelübte Technik beistimmen, dies nicht im Widerstreit mit unserer obigen Behauptung steht, daß die ganze Behandlung der Poesie von ihrer philosophisch ästhetischen Seite eine mehr praktische, als auf speculativen Prinzipien beruhende war. Den sogenannten historischen Beweis, welchen Lessing von der Unwahrscheinlichkeit, daß Sophokles der Schüler des Aeschylos gewesen sei, aus dem Stillschweigen des Plutarch über einen besondern Umstand bei dem von Sophokles errungenen Siege in der Tragödie zu führen verspricht, können wir nicht für überzeugend gelten lassen, schon nach dem Grundsatz, daß von dem bloßen Verschweigen eines Umstandes, den ein Berichtstatter nicht fähig übergehen gekonnt habe, kein sicherer Schluß zu machen ist.

Hof zu begeben. Ueberhaupt war er von so liebenswürdigem Charakter, daß er von Allen hochgehalten wurde. Daß aber auch die Götter ihn ihres besondern Wohlwollens und Vertrauens würdigten, wird durch mehrere, für jene Zeit charakteristische Anekdoten bestätigt. Ein goldner Kranz war auf der Burg zu Athen entwendet worden und man hatte die bedeutende Summe von einem Talent auf die Entdeckung des Diebstahls gesetzt. Da erschien Herakles dem Sophokles im Traume und zeigte ihm das Haus, wo der Kranz rechts am Eingang verborgen lag. Der fromme Dichter errichtete von dem empfangenen Lohne dem „anzeigenden Herakles“ ein Heiligthum. Ebenso wunderbar lautet die Sage, welche sich über Tod und Bestattung des Dichters erhalten hat. Damals wüthete noch der für Athen zunächst so unheilvolle peloponnesische Krieg und der spartanische Feldherr Lysander befand sich bereits mit einer Besatzung in geringer Entfernung von der Hauptstadt, so daß die Leiche nicht nach dem, eifl Stadten außerhalb der Mauer gelegenen Erbbegräbniß gegen den Willen des Feindes gebracht werden konnte. Da erschien der Gott Dionysos dem Lysander im Traume und gebot ihm zuzulassen, daß der jüngst Verstorbene zu seiner Ruhestätte gebracht würde. Lysander achtete nicht darauf. Als aber Dionysos zum zweiten Male erschien und dasselbe Gebot an ihn ergehen ließ, da erkundigte er sich bei den Flüchtlingen, wer der Gestorbene sei; und als man ihm den Sophokles nannte, schickte er einen Herold ab, welcher ankündigen sollte, es stände frei, ihn zu begraben. So erzählt der ungenannte Biograph. Das Anekdotchen ließe sich wol auch ohne Dazwischenkunft des Dionysos als glaubwürdig annehmen. Ebenso seltsam klingt, was über die Veranlassung zu seinem Tode berichtet wird, scheint aber kaum einer ernstern Beachtung werth zu sein.

Zu seinen im Freistaat hochgestellten Freunden gehörte Perikles, mit welchem er bekanntlich auch einen Feldzug gegen Samos unternahm. Auf die persönlichen Verhältnisse des Perikles sind mehrere Stellen in den Tragödien unsres Dichters bezogen worden, ohne daß sich darüber mit völliger Evidenz entscheiden ließe. Am meisten hat die Annahme für sich, daß der Anfang des Königs Oedipus in nähere Beziehung zur Zeitgeschichte und der damaligen Stellung jenes

Staatstanaes zu setzen ist: Wie nämlich nach dem Mythos Theben unter Oedipus von der Pest verheert wurde und das Volk von ihm Rettung aus den Drangsalen ersehnte, so schauten auch die Athener auf ihren Führer Perikles, als im Beginn des peloponnesischen Krieges eine furchtbare Seuche ausbrach, welche physisches und moralisches Verderben zugleich über die Stadt brachte. Vielleicht ist es manchem Leser, der an Vergleichen von verwandten Zuständen Gefallen findet, angenehm, wenn wir hier zum Schlusse eine Uebersetzung dieser an sich schon sehr interessanten Scene versuchen. Wir haben uns nun vorzustellen, daß das thebanische Volk sich vor dem Königspalast versammelt, um dem Herrscher seine Noth zu klagen und Abhülfe zu begehren. Oedipus tritt heraus und sagt:

O Kinder, ihr des alten Kadmos neu Geschlecht,
Warum auf diesen Sigen habt ihr euch geschaart,
Geschmückt mit dem Zweig der Hülfeslehenden?
Es füllt der Weihrauchdunst zugleich die ganze Stadt,

5. Nicht minder auch Pflänen und das Klaggeflöhn.

Nicht mocht' ich, meine Söhne, von dem Boten Dies
Nach seinem Grund erforschen und kam selbst hierher,
Von allen Bürgern preissend Oedipus genannt.

Drum auf, o Greis, und sprich, denn dir geziemt es wohl,

10. Für Jene dort zu reden, warum sitzt ihr hier?

Ist's Furcht, ist's ein Verlangen? willig möchte ich
Euch Alles gern gewähren, denn zu hart gesinnt
Wär' ich, erbarante mich ein solches Flehen nicht.

Der Priester.

Nun wohl, o Herrscher meines Landes, Oedipus,

15. Du siehest uns von jedem Alter hier vereint

An deinem Altar: Die vermögen noch nicht weit
Den Flug zu heben, die vom Alter schwer gedrückt,
Sind Priester, ich Zeus Diener, dort der Jünglinge
Erwählte und die Andern alle, gleich geschmückt,

20. Am Markte, bei Athenen's Doppeltempel sind

Gelagert sie und des Ismen's Drakelherd.
Denn unsre Stadt, wie selbst du siehest, allzu sehr
Schwankt sie bereits und aufzutauchen noch ihr Haupt

- Vermag sie nicht mehr aus dem Schlund des tiefen Meers:
25. Zu Grunde geht sie sammt der Erde Blüthensaat,
Zu Grunde sammt den Rinderheerden und der Frau'n
Zum Lichte nicht geborner Frucht; der Flammengott
Erschütteret heftig, jene Unheilspest, die Stadt.
Durch sie wird ausgeleeret Kadmos' Haus, vom Klang
30. Des Weh's und Seufzens füllet sich des Hades Nacht.
Nun halt' ich zwar den Göttern dich nicht völlig gleich,
Noch auch mit mir die Jugend, daß zu deinem Herd
Wir nah'n, doch für den ersten Mann in Lebensnoth
Und was von Drangsal über uns ein Gott verhängt,
35. Da du zu Kadmos Weste kommend, uns befreit
Von grausen Räthselsangs Tribut, den wir gezollt,
Und zwar nicht Kunde von uns habend irgend wie,
Noch auch belehrt; nach Götterrath gabst du zurück
Das Leben uns, so glauben und vertrauen wir.
40. Drum, o von uns verehrtes Haupt des Oedipus,
Fleh'n wir dich an, wir Alle zu dir hingewandt,
Uns Rettung auszufinden, sei's, daß du vernahmst
Von einem Gott Belehrung oder Menschenrath;
Denn grade in den Nöthen seh' am meisten ich
45. Der Klugheit Rath entsprossen den Erfahrenen.
Wohlan, der Menschen bester, rette uns die Stadt,
Wohlan, ersinne Schutz, da dich das Land bereits
Den Helfer nennt ob deinem frühern Rettungsdienst.
Nicht kann Erinn'ung deiner Herrschaft bleiben uns,
50. Sind wir von festem Stand auf's Neu' herabgestürzt:
Vielmehr ein dauernd Heil begründe dieser Stadt.
Hast du mit günst'gem Wögelzug doch einst das Glück
Uns hergebracht, so werd' uns jetzt ein gleicher Hort.
Willst du hinfort beherrschen dieses Land wie jetzt,
55. Beherrschest du's bevölkert besser denn entleert,
Denn werthlos sind die Burgen wie der Schiffe Zahl,
Wenn es an Männern fehlt, die sie bewohnen soll'n.

Dedipus.

Schmerzvolle Söhne, mir bekannt, nicht unbekannt
Ist was ihr nahend sehet, denn ich weiß gar wohl,

60. Ihr kranket Alle, doch ihr Kranken, unter euch
 Ist nicht ein Einz'ger, der gleich mir so schwer erkrankt,
 Denn euer Schmerz beschränket sich auf Einen nur,
 Allein auf sich, auf Andre nicht, indes mein Herz
 Die Stadt bedauert und mich selbst und dich zugleich.
65. Drum nicht aus süßem Schlummer wecket ihr mich auf,
 Nein, wißt, daß ich schon reichen Thränenstrom vergoß,
 Nachdenkend manchen Pfad umher geirret bin,
 Und auch die einz'ge Heilung, die wohl prüfend ich
 Ausfand, versuchte. Denn den Sohn des Menökeus,
70. Den blutsverwandten Kreter hab' nach Delphi ich
 Entsendet hin zu Phöbos Haus, um auszuspäh'n,
 Wie wir mit Wort und That erretten diese Stadt.
 Und mess' ich diesen Tag mit der verschwundenen Zeit,
 Bin ich besorgt, wie's ihm ergeh', denn länger weit
75. Als zu vermuthen stehen konnte, bleibt er aus;
 Doch kehrt er heim, dann müßt' ich bösgesinnet sein,
 Thät' ich nicht Alles, was der Gott uns offenbart.

Es wäre keinesweges ohne Interesse, auf die Vergleichungspunkte näher einzugehen, welche sich hier der Betrachtung darbieten. Für unsern Zweck möge es genügen, daran zu erinnern, daß wie einst auf Oedipus eine schwere Blutschuld lastete, um deren Sühnung willen das Land von der Seuche heimgesucht wurde, so auch Perikles zu den Nachkommen jener mordbefleckten Alkmaoniden gehörte, die sich durch den Kylonischen Frevel versündigt hatten, weshalb auch seine Vertreibung von den Feinden war beantragt worden. Es fehlte ferner nicht an mancherlei andern Vergehungen, die diesem großen Staatsmanne zum Vorwurfe gemacht wurden und welche, wenn sie beglaubigt wären, seinen Charakter brandmarken würden. Da sie aber auf unsichern Gerüchten oder böswilligen Verläumdungen zu beruhen scheinen, so bleiben sie besser verschwiegen, zumal es wehe thun muß, die herrliche Gestalt des Perikles durch solche Makel verunziert zu sehen. Uebrigens liegt es in der Natur solcher historischen Anspielungen, daß sie nur allgemein gehalten sind, und darf das Einzelne nicht urgirt werden. So ist

darauf aufmerksam gemacht worden, daß die Worte: „denn werthlos sind die Burgen wie der Schiffe Zahl, wenn es an Männern fehlt, die sie bewohnen soll'n“, nur auf die Athener passen, welche eben damals ihr Heil auf der Flotte suchen sollten, während die Thebaner keine Seemacht hatten. Indes enthält jener Ausspruch nur ein Gleichniß, welches, obschon von Seeräubern etwa entlehnt, doch auch den Bewohnern des Binnenlandes zu gebrauchen frei steht.

